

Er wird befahren, beackert, bewohnt, überbaut – und das bringt ihn zunehmend unter Druck: der Boden.

DOSSIER > SEITEN 5–8



BILD: GIAN WATTE

reformiert.

Aargau

EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 3 | MÄRZ 2013
WWW.REFORMIERT.INFO

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE > SEITE 13

KOMMENTAR

REINHARD KRAMM ist Redaktor von «reformiert.» in Chur



Respekt!

Nein, da haben sich nicht einige hundert «Ungehorsame» von der römischen Kirche entfremdet. Und sie wollen auch nicht zur reformierten übertreten. Die Pfarrei-Initiative macht vielmehr einen tiefen Riss innerhalb der katholischen Kirche sichtbar: Da prallt ein liberales auf ein fundamentalistisches Kirchenverständnis. Soll es für alle Zeiten zum Wesen dieser Kirche gehören, dass sie Frauen, Geschiedene, Homosexuelle und Laien benachteiligt? Ja, sagen die einen. Nein, widersprechen die anderen.

Zurzeit stützt die Hierarchie der katholischen Kirche die fundamentalistische Sicht. Aber hat sie auch recht? Die Initianten wollen darüber mit den Bischöfen diskutieren. Ihr Vorstoss macht sichtbar: Auch liberale Haltungen können katholisch sein. Ob darüber ein Dialog möglich ist, steht in den Sternen. Dass 500 besorgte Seelsorgende in aller Offenheit darauf setzen, verdient von reformierter Seite höchsten Respekt.



Hier stehen sie und können nicht anders: Kundgebung besorgter Katholikinnen und Katholiken am 13. Januar in Chur



BILD: PATRICK GUTENBERG

PORTRÄT

Calvinist und Lobbyist

RUDOLF WEHRLI. Er studierte Theologie und Philosophie, schrieb in beiden Fächern eine Doktorarbeit – und wechselte dann in die Wirtschaft. Nun ist Rudolf Wehrli, 63, Präsident von Economiesuisse. > SEITE 12

SCHWEIZ

«Ohne Land kein Brot»

FASTENZEIT. Die traditionsreiche Kampagne der Hilfswerke Brot für alle und Fastenopfer, die jeweils von Aschermittwoch bis Ostern stattfindet, befasst sich heuer mit der weltweiten Landwirtschaft. > SEITE 3

Der Aufstand der Besorgten

PFARREI-INITIATIVE/ Papstrücktritt hin oder her: Katholische Seelsorgende fordern Reformen. Bischöfe reagieren irritiert, Reformierte diplomatisch.

519 katholische Priester, Pastoraltheologen und Pastoraltheologinnen (sogenannte Laientheologen) sowie 949 weitere Personen haben ihre Unterschrift unter die Pfarrei-Initiative gesetzt: Darin bekennen die Seelsorgerinnen und Seelsorger, in ihrer täglichen Arbeit «selbstverständlich» Dinge zu tun, die bischöflichen oder kirchenrechtlichen Weisungen eigentlich widersprechen: darunter etwa die Sonntagspredigt durch nicht geweihte Theologinnen und Theologen und die Verteilung der Eucharistie auch an Wiederverheiratete, Homosexuelle und Mitglieder anderer christlicher Kirchen. Darüber hinaus setzt sich die Initiative für das Frauenpriestertum und für die Aufhebung des Zölibats ein.

KONFRONTIEREN. «An unserer Initiative ändert auch der Rücktritt von Papst Benedikt XVI. im Moment nichts», sagt Monika Schmid, Sprecherin der Initiative. «Vielleicht wird unsere Initiative von einem neuen Papst aufgenommen, das ist aber eher Wunschdenken.»

Die drei Deutschschweizer Bischöfe haben unterschiedlich auf die Pfarrei-Initiative reagiert. Am ablehnendsten der Churer Bischof Vitus Huonder, zu dessen Bistum auch Zürich und einige Inner-schweizer Kantone gehören: Er verlangte von den Unterzeichnenden seines Bistums eine schriftliche Erklärung und deutete «Personalentscheide» an. Der Basler Bischof Felix Gmür schrieb den Seelsorgenden seines Bistums einen Brief, in welchem er

Fragen stellt, aber auch Dialogbereitschaft signalisiert. Der St. Galler Bischof Markus Büchel lud die unterschreibenden Seelsorgerinnen und Seelsorger seines Bistums zu Gesprächen ein und will, so seine Sprecherin, einen «offenen Dialog» führen.

RISKIEREN. «Eine Unterschrift unter die Initiative zu setzen, ist allein noch kein Verstoss gegen das Kirchenrecht», stellt der Freiburger Kirchenrechtler René Pahud de Mortanges klar. Gemäss Codex Iuris Canonici sei es allen Gläubigen unbenommen, ihre Anliegen «den Hirten der Kirche zu eröffnen». Pahud de Mortanges appelliert an die Bischöfe, die Initiative nicht als Bedrohung zu sehen, sondern als Möglichkeit, mit den Initianten über die kirchliche Praxis auf Pfarrei-Ebene ins Gespräch zu kommen: «Es geht darum, praktikable und verantwortbare Lösungen für die erwähnten Probleme zu entwickeln.»

Welches Risiko die katholischen Seelsorgerinnen und Seelsorger mit ihrer Unterschrift in Kauf nehmen, ist derzeit schwer abzuschätzen. Am wenigsten gefährdet dürften geweihte Priester sein, am meisten vermutlich Laientheologen im Bistum Chur. Aus dem Kanton Graubünden etwa findet sich keine einzige Unterschrift unter der Pfarrei-Initiative – laut einem Kenner des Bistums «kein Zufall».

Die reformierte Pfarrerin Rita Famos ist Präsidentin der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz (AGCK), der nationalen Plattform des ökumenischen Dialogs. In diesem Gremium sei die

Pfarrei-Initiative bisher nicht thematisiert worden, sagt sie gegenüber «reformiert.». Sie selbst lässt keine Zweifel darüber aufkommen, dass die reformierten Kirchen die grundsätzlichen Anliegen der Pfarrei-Initiative teilen: «Unsere Haltung zu Mahl-gemeinschaft, Frauenordination und Zölibat ist klar.» Zugleich warnt sie vor reformierter Überheblichkeit: «Diese Positionen sind nicht vom Himmel gefallen, sondern in einem schmerzhaften Prozess errungen worden.» So hofft Rita Famos, dass die römisch-katholische Kirche auf die Anliegen ihrer Seelsorgenden weise reagiert. «Oft ist es ihr in ihrer Geschichte gelungen, kritische Stimmen konstruktiv aufzunehmen.»

REAGIEREN. Auch Kirchenrechtler René Pahud de Mortanges sieht Spielraum für die Reaktion der Bischöfe. Seiner Ansicht nach könnten sie mit einer modernen Interpretation des Kirchenrechts die Zulassung geschiedener und wiederverheirateter Paare zur Eucharistie dulden. Bei anderen, gewichtigeren Anliegen hingegen – der Frauenordination, der Aufhebung des Zölibats und der gegenseitigen Anerkennung von Abendmahl und Eucharistie – sieht er praktisch keine Möglichkeiten: Auch die Bischöfe seien hier an die Vorgaben des universal-kirchlichen Rechts gebunden. – Der neue Papst ist gefordert. **REINHARD KRAMM**

www.pfarrei-initiative.ch



BILD: ROGER WEHRLI

AARGAU

Noch immer ein Tabu

ZÖLIBAT. Verena Lang ist reformierte Theologin und mit einem ehemaligen katholischen Priester verheiratet. Jetzt hat die Wettin-gerin den Beziehungs-geschichten rund ums Zölibat ein Buch gewidmet. > SEITE 2

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Gospelkonzert, Weltgebetstag, Vortragsreihe, Elterntreff: «reformiert.» informiert Sie im zweiten Bund über das, was in Ihrer Kirchengemeinde läuft. > AB SEITE 13

AUF EIN WORT,
FRAU PFARRERINELF FRAGEN AN
Esther Worbs, 55,
Kirchgemeinde Teufenthal

«Ich schöpfe die Theologie aus meinem Leben»

- 1** Tragen Sie im Gottesdienst einen Talar?
Nein, ich finde ihn hässlich. Ich trage ein ähnliches Gewand, einen schwarzen Mantel, aber aus einem feineren, schöneren Stoff.
- 2** Welches Buch nehmen Sie mit auf eine einsame Insel – ausser der Bibel?
Ich müsste blind in mein Bücherregal greifen. Es wäre aber bestimmt ein Erfahrungsbericht, vor allem spiritueller Art. Zum Beispiel von Anthony de Mello, einem Jesuitenpriester aus Indien.
- 3** Schon mal eine Predigt abgekupfert?
Nein. Eine Predigt schreiben ist intensive Arbeit, bei der ich mich mit einem Text und mit mir auseinandersetze. Sie steht immer im Bezug zum Jetzt.
- 4** Wen hätten Sie schon lange mal bepredigen wollen?
Eine Predigt ist keine Standpauke. Ich möchte in einer Predigt das Verständnis für Jesus und seine Botschaft schaffen, es geht mir nicht darum, jemandem zu erklären, was er tun und lassen muss.
- 5** Wann ist letztmals jemand aus Ihrem Gottesdienst davongelaufen?
Einer Frau war mal schlecht. Aber zum Glück nicht wegen meinem Gottesdienst.
- 6** Wie stellen Sie sich Gott vor?
Ganz einfach: gar nicht. Eine Vorstellung ist immer kleiner als ich selbst. Da Gott grösser ist als ich, kann ich Gott nicht erfassen, ich kann mir Bilder machen, aber die sind nicht Gott.
- 7** Welches ist Ihre Lieblingsbibelstelle?
«Gott ist die Liebe» im ersten Johannesbrief. Liebe ist einfach, unbegründet und bedingungslos. So ist sie göttlich. Im Menschen ist sie als Same angelegt, und wenig erreicht.
- 8** Welche Texte möchten Sie gerne aus der Bibel streichen?
All jene Texte, in denen Menschen in Gottes Namen töten. Dahinter steht eine bestimmte Vorstellung von Gott. Aber wie ich schon vorhin sagte: Sobald wir ihn uns vorstellen, ist er nicht mehr Gott.
- 9** Was wären Sie geworden, wenn nicht Pfarrerin?
Während dem Theologie-Studium habe ich viel gemalt und geschrieben. Damals dachte ich daran, mein Leben als Künstlerin zu verbringen. Aber die Theologie ist für mich in allem, was ich mache: Ich bin eben Mystikerin. Wenn ich das auch zum Beruf machen kann, ist das doch ideal.
- 10** Haben Sie Ihren Beruf schon mal verleugnet?
Nein, das geht gar nicht. Die Theologie ist zutiefst mit meinem Leben verbunden. Ich schöpfe sie aus meinem Leben, sie ist nicht etwas, das ich mir durchs Studium angeeignet habe.
- 11** Wie erholen Sie sich vom Pfarramt?
Ich meditiere jeden Morgen, und manchmal zusätzlich in einer ruhigen Minute. Zudem male und schreibe ich.

Mit dem Schreiben kam die Wut zurück

ROMAN/ Die reformierte Theologin Verena Lang hat ein Buch über Frauen geschrieben, die ihre Beziehung mit katholischen Priestern jahrelang verheimlichen mussten. Die Wetzinger Autorin weiss, wovon sie schreibt.



Verena Lang: «Der Frauenphobie der katholischen Kirche stehen wir ohnmächtig gegenüber»

Es ist still und leer in der Kirche des Klosters Wetzlingen. Verena Lang sitzt an diesem Wintermorgen in der hintersten Bankreihe. Vor vier Jahren wurde hier ihr Sohn mit seiner Partnerin vermählt. Die 62-jährige reformierte Theologin und Schriftstellerin sass damals in der ersten Bankreihe und verfolgte gerührt das Ritual. Ihr Kind versprach einem Menschen Liebe und Respekt und bekam den Segen der katholischen Kirche. Die Tatsache, dass dieselbe Institution ihren Lebenspartner fristlos entliess, weil er den genau gleichen Wunsch hatte, nämlich seine Liebe zu heiraten, lag an diesem Tag fest verschlossen in einer Schublade ihrer Seele. Josef Lang war katholischer Priester. Bis zu jenem Tag, an dem das Zivilstandsamt von Solothurn die Eheschliessung von ihm und Verena Wirth ausschrieb.

HARTE ERFAHRUNGEN. Der Zölibat ist auch rund tausend Jahre nach seiner Verankerung im Kirchenrecht noch unumstösslich (siehe Kasten). Und so sind rund um den Globus Frauen ungewollt heimliche Geliebte – nur dass ihre Nebenbuhlerinnen keine Ehefrauen sind, sondern eine Männerbastion in Rom. Verena Lang hat darüber ein Buch geschrieben. «Rom & Julia. Gesammeltes Schweigen» beschreibt die Situation von drei Frauen in der Schweiz, die Priester lieben. Streckenweise sind die Erzählungen autobiografisch, wobei absichtlich nicht klar wird, hinter welcher Person Verena Lang steckt. In der Wetzinger Klosterkirche erzählt sie von ihren Erfahrungen mit einem für sie «knochenharten» System.

Verena Lang, wie fühlen Sie sich hier in diesem Gotteshaus der katholischen Kirche? Ich geniesse die Ästhetik. Wir nüchternen Reformierten könnten uns von der Sinnlichkeit der katholischen Kirche einige Scheiben abschneiden. Die Katholiken aber dürften gern unsere demokratischen Strukturen kopieren.

Vor 33 Jahren musste Ihr Mann dem Priesteramt den Rücken kehren, denn Sie beschlossen, nach fünf Jahren Versteckspiel zu heiraten. Warum haben Sie jetzt ein Buch darüber geschrieben?

Ich arbeitete lange als Seelsorgerin in Kliniken und Heimen, und auch im persönlichen Umfeld begegnete ich dem Thema immer wieder. Ich kenne haarsträubende Geschichten. Auch heute haben Frauen heimliche Beziehungen zu Priestern, sie brechen Schwangerschaften ab oder haben Kinder, über deren Vater man nicht spricht. Sterben ihre Partner, taucht ihr Name nicht in der Todesanzeige auf, obwohl sie Jahrzehnte mit ihm gelebt haben. Als ich vor fünf Jahren daheim aufräumte und auf Notizen aus den ersten Jahren mit meinem Mann stiess, beschloss ich, ein Buch zu schreiben. Es ist noch immer ein Tabu.

Ihr Buch drückt eine enorme Wut auf Rom aus, obwohl Ihr Mann nach der Suspendierung Psychologe wurde und Sie mit dem Zölibat nicht mehr konfrontiert waren. Sind die Geschehnisse noch so präsent?

Die Wut kam mit dem Schreiben wieder auf. Das Thema war für uns abgeschlossen, obwohl die Erinnerung daran immer auch das Gefühl grosser Ungerechtigkeit wachruft. Eine Institution, die Liebe predigt, behandelt

Der Zölibat

Der Glaube, dass die Nähe zu Gott sexuelle Abstinenz erfordert, ist keine Erfindung der katholischen Kirche. Er war bereits bei heidnischen Priestern in Babylonien und Ägypten verbreitet. In den Anfängen des Christentums wurde ein zölibatäres Leben von der Kirche zwar als Ideal propagiert, doch gab es kein Dogma. Ein ers-

ter Versuch, aus dem Wunsch ein Gesetz zu machen, erfolgte 535 n. Chr. an der Synode von Clermont. Sie bestimmte, dass, wer zum Diakon oder Priester ordiniert wird, die Ehe mit seiner Gattin nur noch als «Bruder und Schwester» fortsetzen darf.

EGOISTISCH. Im Kirchenrecht wurde das Zölibat dann im Jahr 1139 unter Papst Inno-

VERENA LANG, 62

ist in Sigriswil BE geboren. In Bern und Zürich studierte sie reformierte Theologie und arbeitete als Seelsorgerin in verschiedenen Institutionen. Mit ihrem Mann lebte sie mehrere Jahre in Japan, gemeinsam haben sie zwei Söhne. Verena Lang wohnt heute in Wetzlingen und schreibt Lyrik und Prosa. «Rom & Julia» ist ihr drittes Buch.

BUCH: Rom & Julia. IL-Verlag, 2012. 156 Seiten Fr. 19.20

LESUNG: 5. März, 20.15 Uhr, Gemeindebibliothek Wetzlingen

Tausende von Frauen und Männer wie Kriminelle, weil sie sich lieben. Dabei ist, arbeitsrechtlich gesehen, die Kirche kriminell: Sie wirft ihre Leute raus, weil sie heiraten wollen. Die Männer müssen sich entscheiden zwischen einer Frau und einer Arbeit, zu der sie sich berufen fühlen. Und die Frauen fühlen sich schuldig, weil sie ihren Partner in diese Bredouille bringen. Die Kirchenleitung weiss, dass ihr Personal auf der ganzen Welt Beziehungen lebt, und sie verschliesst davor die Augen. So lange die Priester nicht öffentlich aufbegehren, sagt sie nichts, ja sie rät ihnen sogar, ihre Partnerin als Haushälterin zu engagieren, um den Schein zu wahren. Was für eine Doppelmoral!

KONSERVATIVE KIRCHE. Gemäss Verein vom Zölibat betroffener Frauen (Zöfra) leben derzeit in der Schweiz mindestens 140 Priester in heimlichen Beziehungen. Zöfra weiss von ihnen, weil Frauen beim Verein Hilfe gesucht hatten. Offizielle Zahlen gibt die Kirche nicht heraus. «Die Dunkelziffer dürfte viel höher sein», vermutet Zöfra-Präsidentin Gabriella Loser Friedli. Die Wirtschaftslage und die Professionalisierung von Berufen würden es Priestern zunehmend erschweren, eine andere Arbeit zu finden. Um ihren Brotjob nicht zu verlieren, behalten sie ihre Beziehungen geheim. Kommt hinzu, dass als Massnahme gegen den Priestermangel junge Männer zunehmend im Ausland rekrutiert werden. Verlieren sie den Priesterstatus, müssen sie auch die Aufenthaltsbewilligung abgeben. «Dies und die Tatsache, dass die katholische Kirche konservativer geworden ist, macht es Priestern im Moment enorm schwierig, sich gegen den Zölibat aufzulehnen», sagt Loser. Nur wenige würden diesen Schritt schaffen.

Auch Verena Lang war Mitglied von Zöfra, doch sie vermisste dessen lautstarkes Engagement. Ginge es nach ihr, sollte der Verein, zusammen mit den Priestern und auch den Pfarreien, die keine Mühe damit haben, dass «ihr» Priester eine Beziehung zu einer Frau lebt, auf die Barrikaden gehen.

Für Sie als reformierte Theologin muss der Zölibat besonders absurd sein. Reformierte Pfarrer legen dieses Gelübde ja seit fünfhundert Jahren nicht mehr ab.

Gleichzeitig fiel es mir als Reformierte leichter, damit umzugehen. Ich hatte keine Gewissensbisse wie viele Katholikinnen. Und ich wollte, dass wir viel vehementer auftreten. Diese Frauenphobie der katholischen Kirche, die sich ja auch darin ausdrückt, dass Frauen die Priesterweihe verwehrt wird, macht mich immer wieder betroffen. Man steht ihr ohnmächtig gegenüber. **ANOUK HOLTHUIZEN**

hatten viele Ordensleute Konkubinen.

POLITISCH. 1520 forderte der Reformator Martin Luther in einer seiner drei Hauptschriften, dass der Zölibat abgeschafft werden soll. Er selbst heiratete eine ehemalige Nonne und gab sein Priester- und Mönchtum auf. In Scharen folgten damals verheiratete Kleriker seinem Beispiel und

traten über. Doch die katholische Kirche verteidigte ihre Haltung konsequent.

SEXISTISCH. Der Zölibat ist bis heute ein unumstössliches Gesetz in der römisch-katholischen Kirche. Dies trotz Nachwuchsmangel: Die meisten Theologiestudenten verzichten heute auf die priesterliche Weihe, um als Laien in Kirchen walten zu können. **AHO**

Was tun gegen den Hunger auf der Welt?

BROT FÜR ALLE/ Die diesjährige Fastenkampagne der kirchlichen Hilfswerke zeigt, was hiesiges Konsumverhalten mit der Landenteignung von Kleinbauern im Süden zu tun hat. Die Biologin Angelika Hilbeck erklärt.



Kleinbäuerliche Hirseproduktion in Burkina Faso: ein Modell nachhaltiger Ernährungssicherheit

Frau Hilbeck, im Fastenkalender von «Brot für alle» und «Fastenopfer» steht der Verzicht auf Fleisch im Vordergrund: Warum? Die Rohstoffe, die wir in Form von Mais und Sojabohnen aus den Ländern des Südens beziehen, brauchen wir bei uns primär dazu, unsere Tiere zu füttern, aus denen wir Fleisch produzieren wollen. Das ist auch aus ökologischen Gründen prekär: Im Süden werden die Böden ausgelaugt, und bei uns häuft sich Mist an, sodass wir an den Nährstoffen fast ersticken und unsere Seen belüften müssen.

Und jetzt sollen es die Konsumenten richten? Nein, es kann nicht angehen, dass die Politik die Verantwortung dem Konsumenten überlässt. Das ärgert mich gewaltig. Um ein einfaches Abendessen für

meine Familie zuzubereiten, müsste ich vor dem Kauf der Produkte eigentlich in Meeresökologie, Fischfangtechnik, Lebensmitteltechnologie, internationalen Handelsbeziehungen und Arbeitsrecht promoviert haben. Immerhin: Bei einem Bio-Label muss ich mich um viele dieser Fragen nicht mehr kümmern.

Sie haben promoviert. Essen Sie Fleisch? Ich esse nur wenig Fleisch, und wenn, dann nur lokal produziertes Biofleisch.

Auch der Weltagrarbericht, bei dem Sie mitgewirkt haben, setzt auf nachhaltige Landwirtschaft. Bedeutet aber die Umstellung auf Bio nicht immer auch Ertragsverlust? Grundsätzlich kann die Vielfalt kleinbäuerlicher Landwirtschaft viel grössere

Erträge hervorbringen als die Monokulturen. Vor allem dann, wenn man die sozialen und ökologischen Kosten mit einberechnet.

«Wie kann man nicht betroffen sein, wenn man weiss, dass über 800 Millionen Menschen an Hunger leiden?»

••••••••••

Können auch Erträge der Kleinbauern noch gesteigert werden?

Ja, in Afrika etwa ist der Kompostgedanke kaum verbreitet. Sobald man in viele der völlig ausgelaugten afrikanischen Böden

etwas organische Masse einbringt, kann man deren Erträge gewaltig steigern. Damit ist es aber noch nicht getan: Denn wenn afrikanische Kleinbauern dann ihre Produkte auf dem Kopf über Hügel hinweg mühsam zum nächsten Markt tragen müssen, weil Strassen und Busse fehlen, können sie ihre Produkte noch immer nicht optimal vermarkten.

Dann kommen doch auswärtige Investoren, die Strassen bauen und nicht genutzte Landflächen bewirtschaften, wie gerufen. Meistens werden ja solche Flächen sehr wohl genutzt: von Viehzüchtern, Nomaden, Sammlern. Für sie ist es ein grosser Verlust, wenn Flächen so gross wie der Kanton Zürich plötzlich eingezäunt und zu Plantagen umgewandelt werden.

Aber die Strassen, die ausländische Investoren bauen, sind doch ein Fortschritt. Diese Strassen werden exakt nur von der Rosenfarm oder Ölpalmplantage zum nächsten Flugplatz oder Hafen gebaut. Für Kleinbauern, die von ihrem angestammten Land vertrieben worden sind, ist das keine Entwicklungsperspektive. Viele flüchten in die Städte und sind sich selbst überlassen.

Ihre Vision gegen die Landflucht? Eine nachhaltige Landwirtschaft fördern, die genug Lebensmittel produziert. Generell gilt: Wir müssen unser globales Wirtschaftssystem umbauen, damit es in unser Ökosystem passt – und nicht umgekehrt. Machen wir aber so weiter wie bisher, rasen wir auf den Abgrund zu.

Warum schlägt die internationale Politik solche Warnungen in den Wind? Die Umsetzung einer nachhaltigen Landwirtschaft scheitert immer wieder am Zusammenspiel von korrupten Drittweiläten und internationalen Agrokonzernen.

Deshalb hat auch der Weltagrarbericht politisch wenig bewegt. Hat Sie das frustriert? Frustriert bin ich seit über zwanzig Jahren. Wie kann man nicht betroffen sein, wenn man weiss, dass über 800 Millionen Menschen an Hunger leiden, obwohl es für alle genug zu essen gibt?

Und was kann die Schweiz gegen den Hunger auf der Welt tun?

Sie könnte eigentlich eine Vorreiterrolle spielen. Doch während sie sowohl im eigenen Land als auch in der Entwicklungszusammenarbeit die kleinbäuerlichen Strukturen und öffentlichen Güter schützt, fördert sie via Aussenhandelspolitik gleichzeitig das Modell einer agroindustriellen Landwirtschaft à la Nestlé und Syngenta, da diese Multis zu unserem Wohlstand beitragen. Da wünschte ich mir eine klarere Positionierung der Schweiz zugunsten der Kleinbauern des Südens.

INTERVIEW: DELF BUCHER, STEFAN SCHNEITER



ANGELIKA HILBECK, 53

ist Dozentin und Forscherin am Institut für Integrative Biologie (IBZ) an der ETH Zürich. Sie ist Mitautorin des Weltagrarberichts 2008, der für die Stärkung kleinbäuerlicher Betriebe und einer nachhaltigen Landwirtschaft plädiert. Laut dem Bericht ist die zunehmende Verwendung von Ackerbauflächen für die Produktion von Agrotreibstoffen nicht vertretbar. Seit 2011 bringt Angelika Hilbeck ihre Ideen auch in den Stiftungsrat des kirchlichen Hilfswerks Brot für alle (BFA) ein. Ihre Handschrift ist bei der diesjährigen Kampagne «Ohne Land kein Brot» von Brot für alle (ref.) Fastenopfer (röm.-kath.) und Partner sein (christ.-kath.) gut spürbar.

INFOS
Internet: www.oekumenischekampagne.ch
TV: Die Sendung «Mitenand» auf SRF 1 geht am 2. März (19.20) am Beispiel Sierra Leone auf die BFA-Kampagne ein.

Neue Zauberformel im Asylwesen: effizienter, schneller – und doch fair

MIGRATION/ Bund und Kantone krempeln das Asylverfahren um. Hilfswerke sehen zwar noch Klärungsbedarf, sind aber mit der Stossrichtung im Grundsatz einverstanden.

Das Schweizer Asylwesen wird umorganisiert. Die meisten Asylsuchenden sollen künftig in Bundeszentren untergebracht werden und innert rund vier Monaten erfahren, ob sie bleiben können oder nicht.

EFFIZIENZ. Vorbild für die Reform ist das System in Holland. Alles soll sich künftig in staatlichen Zentren abspielen: das Asylverfahren an sich, die medizinische Versorgung, der Unterricht für die Kinder, neu auch Arbeitsmöglichkeiten für die Erwachsenen, die Rückkehrberatung. Zudem sollen alle Asylsuchende eine kostenlose Rechtsvertretung erhalten.

Die Hilfswerke unterstützen die Reformpläne im Grundsatz. So auch das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen

Schweiz (Heks). «Ein effizientes Verfahren ist zu begrüssen und dann erfolgsversprechend, wenn es fair ist und jedes Gesuch sorgfältig geprüft wird», sagt Antoinette Killias, Leiterin des Heks-Inlanddienstes. Nicht alles an den Plänen hält sie für ausgereift. Für die Testphase braucht es eine bundesrätliche Verordnung. Ein Entwurf geht im April in die Vernehmlassung, auch zu den Kirchen und Hilfswerken. Das Heks wird etwa die kurze Beschwerdefrist kritisieren.

KRITIK. Der Standort für ein Testzentrum indes steht schon fest: Der Zürcher Stadtrat stellt das Duttweiler-Areal im Westen der Stadt zur Verfügung. Bis im Januar 2014 soll dort eine Containersiedlung

für rund 500 Asylsuchende entstehen. Dereinst will der Bund in fünf Regionen mehrere solche Zentren mit insgesamt rund 6000 Plätzen führen. Sechzig Prozent aller Asylverfahren sollen dort durchgeführt und abgeschlossen werden. Nur wo längere Abklärungen nötig sind, werden die Asylsuchenden wie bisher einem Kanton zugewiesen.

Dass gerade die komplexen, meist aussichtsreichen Fälle keinen amtlichen Rechtsschutz geniessen und wie bis anhin auf nicht staatliche Rechtsberatungsstellen angewiesen sind, ist ein weiterer Kritikpunkt des Heks. Welche Rolle das Hilfswerk bei der kostenlosen Rechtsberatung im Testzentrum übernehmen wird, ist noch unklar. «Wir sind grund-

sätzlich bereit, uns zu engagieren, nur so können wir auch Einfluss nehmen und Schwachstellen aufzeigen», sagt Antoinette Killias. Das Heks verfügt über langjährige Erfahrung in der Begleitung und Beratung von Asylsuchenden. Es führt in sieben Schweizer Städten Rechtsberatungsstellen.

KOMPLEXITÄT. Das sowieso schon komplexe Asylwesen ist in einer direkten Demokratie wie der Schweiz ständigen Veränderungen unterworfen. Seit 1981 gab es zehn Asylgesetzrevisionen, zahlreiche Initiativen und Referenden führten immer wieder zu Abstimmungen und Anpassungen. Die jetzt geplante Reform läuft parallel zur Diskussion über das Referendum gegen die Verschärfungen im Asylgesetz (s. Kasten), die letzten Herbst vom Parlament beschlossen wurden. «Selbst für Fachleute ist es schwierig, den Überblick zu behalten», sagt Antoinette Killias. Wichtig ist für sie, dass nun Bund und Kantone konstruktiv zusammenarbeiten und dass sie das Wissen und die Erfahrung der Hilfswerke und Kirchen miteinbeziehen. **CHRISTA AMSTUTZ**

ASYLGESETZ

Schutz im Vordergrund

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) empfiehlt, das Mitte Januar eingereichte Referendum gegen das revidierte Asylgesetz anzunehmen. Er kritisiert insbesondere die Abschaffung der Botschaftsverfahren: So könnten Schutzsuchende kein Asylgesuch mehr stellen, ohne mithilfe von Schleppern in die Schweiz einzureisen. Bedenken hat der SEK auch in Bezug auf spezielle Zentren für renitente Asylsuchende sowie die verkürzten Beschwerdefristen.

www.sek.ch unter «Publikationen»

NACHRICHTEN

Neubau oder Umbau der Kirche Turgi?

ABSTIMMUNG. Die reformierte Kirchgemeinde Birmensdorf-Gebensdorf-Turgi stimmt in einer ausserordentlichen Versammlung am 26. März über ein besonderes Vorhaben ab: Die Kirchenpflege beantragt den Abbruch der sanierungsbedürftigen, über fünfzigjährigen Kirche in Turgi sowie des Pfarrhauses und einen Neubau nach modernem und ökologischem Standard. Angrenzend sollen zudem zehn Alterswohnungen zu stehen kommen. Für das Projekt hat die Kirchenpflege ein Kostendach von 6,2 Millionen Franken veranschlagt, vorgesehen ist die Ausschreibung eines Architekturwettbewerbs. Obwohl ein Gegenantrag eines Architekten aus Turgi vorliegt, der eine Sanierung der bestehenden Gebäude und ebenfalls Alterswohnungen vorsieht, geht die Kirchenpflege von einer Annahme aus. Die Versammlung findet am 26. März um 19.30 Uhr in der Kirche Turgi statt. **AHO**

IN EIGENER SACHE

Abschied und Willkomm

WECHSEL. Nach vierzehn Jahren verlässt Martin Lehmann (50) die Redaktion von «reformiert.». Als journalistischer Allrounder hat er die Zeitung massgeblich geprägt: mit seiner träfen Schreibe, mit differenzierten Artikeln, mit lebensnahen Porträts und Reportagen. Als souveräner Blattmacher mit Blick fürs Ganze und der Liebe zum Detail hat er «reformiert.» ein unverkennbares Gesicht gegeben. Kein Titel, kein Lead, keine Bildlegende, die er nicht auf ihre Stimmigkeit abgeklopft hätte. 2008 hat Martin Lehmann das Kooperationsprojekt «reformiert.» aus vier Mitgliederzeitungen, darunter dem «saemann», wesentlich mitgestaltet. Martin Lehmann wechselt in den Radiojournalismus. Ab 1. März wird seine Stimme auf Radio SRF 2 Kultur zu hören sein.



Martin Lehmann, Hans Herrmann

Wir danken Martin für sein ausserordentliches Engagement für «reformiert.» – und wünschen ihm Erfolg und Befriedigung in seinem neuen Medienjob. Zugleich freuen wir uns, dass mit Hans Herrmann (50) ein ebenfalls bestausgewiesener Journalist die Redaktionsleitung in Bern übernimmt. Ein herzliches Willkommen!

DIE REDAKTION

Aus der Vogelperspektive auf das Leben schauen

THEATER/ Im März kommt der Schauspieler Sebastian Krähenbühl zurück nach Muri, zu seinen Wurzeln und zu den Anfängen seines Solostücks «Die Bedürfnisse der Pflanzen». Es handelt vom Leben seiner Grossmutter Silvia Keller.



«Leben wir nur in den Geschichten weiter, die andere über uns erzählen?»: Sebastian Krähenbühl

«Die Grossmutter meiner Kinderheits-erinnerung ist eine eher strenge, ernste Frau. Eine, die uns jedes Jahr an Weihnachten tadelte, wenn wir die Lieder nicht schön genug sangen. Dann, im Jahr 2003, wurde sie dement, begann sich und ihr Leben zu vergessen, wurde sanfter und hatte plötzlich eine Leichtigkeit, die uns völlig neu war.

In ihrem Versuch, sich die Realität neu zurechtzulegen, lag eine grosse Poesie. Natürlich auch Traurigkeit in dem Moment, wo du merkst: Jetzt verschwindet alles, was diese Frau ausgemacht hat. In den drei Jahren bis zu ihrem Tod besuchte ich sie regelmässig und begann, unsere Gespräche auf Video aufzuzeichnen. Ohne Absicht. Die Aufnahmen zeigen, wie sie sich verändert, sie dokumentieren ihren Zerfall, auch wie ihr die Sprache abhandenkommt.

KEIN TAG OHNE EINTRAG. Nach ihrem Tod begann ich, ihre Tagebücher zu lesen. Unglaublich viele Tagebücher. Sechzig Bücher, die ihren Alltag während zwanzig Jahren akribisch dokumentieren. Jedes Buch sieht gleich aus, jedes ist von Hand gebunden, jedes mit einem kleinen Kartonschild beschriftet. Sechzig Bücher lang. Kein Tag ohne Eintrag, kein Tag, wo nicht stünde, wie das Wetter war, was sie kochte, welche Arbeit im Garten zu tun war.

Diese Art, wie sie ihr Leben verschriftlicht hat, hat mich fasziniert. Als ob sie

SEBASTIAN KRÄHENBÜHL, 39

wuchs im aargauischen Birri auf und absolvierte die Schauspiel Akademie Zürich. Seit 1997 ist er als freischaffender Schauspieler und Regisseur tätig, unter anderem am Nationaltheater Mannheim, im Theater an der Winkelwiese Zürich, im Schauspielhaus Zürich und im Theater-

haus Gessnerallee. Er ist Mitglied der freien Tanz-Theater-Gruppe «Kumpane» und trat in Fernseh- und Kinofilmen auf, so bei «Das Fräulein» und «Snow White». Das Stück «Die Bedürfnisse der Pflanzen» entstand in Koproduktion mit dem Theater Winkelwiese, dem Theater Tuchlaube Aarau und der Hochschule der Künste Bern. Sebastian Krähenbühl lebt in Zürich. **JAS**

sich selbst erst im Schreiben gespürt hat, schien es zu ihrem Leben zu gehören. Dabei hat wohl niemand geahnt, wie fundamental wichtig ihr das Schreiben war. Schon als Kind hatte sie angefangen, alles zu dokumentieren und ihre Briefe zu sammeln. Alles fein säuberlich geordnet.

WAS BLEIBT NACH DEM TOD. Zuerst war ich erschlagen von all dem Material, das zum Teil sehr persönlich war. Was gibt mir das Recht, dieses zu lesen? Es zu einem Theater zu verarbeiten? Die Antwort fand ich im Geschriebenen: Offenbar hatte sie, als ihr Mann gestorben und sie nach Muri gezogen war, einen Fernkurs für literarisches Schreiben in Hamburg absolviert und mit dem Gedanken gespielt, ihre Lebenserinnerun-

gen zu veröffentlichen. Dies gab mir die Gewissheit, dass es nicht falsch war, was ich tat.

Die Arbeit am Stück war eine intensive Auseinandersetzung mit dem Leben an sich, auch mit dem eigenen. Eine Auseinandersetzung mit Wertvorstellungen, mit Vergänglichkeit und der Frage, was bleibt, wenn man nicht mehr ist. Leben wir in den Erinnerungen der andern weiter? Leben wir gar nur in den Geschichten weiter, die andere über uns erzählen?

LEIDEN AM LEBEN OHNE KUNST. Nicht alles, was sie schrieb, ist hohe Literatur. Manches aber sehr wohl. Die Zeit etwa, als ihr Mann – mein Grossvater – starb, beschreibt sie in einer Weise, die mich schaudern liess. Mit einer enorm dichten, knappen und äusserst genauen Sprache erzählt sie von ihren ambivalenten Gefühlen, die sie plagten. Wie sie mit sich ringt, weil sie ihrem Mann Nähe geben möchte – und es nicht kann.

«Gewisse Sehnsüchte, die lösten sich bei ihr nie auf, auch wenn meine Grossmutter sie nicht ausleben konnte. Als ob das, was einen im Innersten ausmacht, Bestand hat.»

Überhaupt ist oft von Schwerem die Rede. Davon, wie sie gelitten hat auf diesem Bauernhof, auf den sie durch die Heirat kam, gelitten an diesem Leben, das keine Kunst, keine Literatur und kaum Gespräche kannte und so ganz anders war als das, was sie in ihrem fortschrittlichen Zürcher Elternhaus als Kind erlebt hatte. Ihre romantische Vorstellung vom naturverbundenen Leben auf dem Land kollidierte heftig mit einer Realität, die nur Arbeit kannte. Krüppeln und chrapfen vom Aufstehen bis zum Schlafengehen.

WAS IM INNERSTEN BESTAND HAT. Was mich an der Auseinandersetzung mit diesem Material am meisten berührt hat: Dass sich mir durch die Texte, die sich über fast hundert Jahre erstrecken, ein ganzes Leben ausbreitete und ich quasi aus der Vogelperspektive darauf schauen konnte. Zu sehen, wie sich das Leben entwickelt, wie manches bleibt und anderes geht und welche Entscheide bedeutsam waren.

Die grösste Einsicht vielleicht: Gewisse Sehnsüchte, die lösten sich bei ihr nie auf, auch wenn meine Grossmutter sie nicht ausleben konnte. Als ob das, was einen im Innersten ausmacht, Bestand hat, egal, wie der Kontext, egal, wie die Lebensumstände sind. Das hat mich sehr berührt.

IHR EINE BÜHNE GEBEN. Klar, ging mir dieses Projekt näher als manch anderes. Schlaflose Nächte hatte ich aber keine und auch nicht das Gefühl, in meiner Grossmutter eine Seelenverwandte gefunden zu haben. Wenn ich ihr mit diesem Stück aber jene Bühne geben kann, die ihr selber verwehrt geblieben ist, dann freut mich das doch sehr. Und manchmal, wenn ich hinter der Bühne stehe, sage ich, bevor die Vorstellung beginnt, in Gedanken scherzhaft zu ihr: So, jetzt machen wirs noch mal! **SARAH JÄGGI**

Die Bedürfnisse der Pflanzen

Das Solostück von Sebastian Krähenbühl erzählt von der Flüchtigkeit des Lebens und ist Spurensuche und Hommage zugleich. Im Zentrum von «Die Bedürfnisse der Pflanzen» steht die Grossmutter des Schauspielers, Silvia Keller, die ihre letzten Lebensjahre in Muri verbracht hat.

PROJEKTIONEN. Aus dem reichen Fundus ihrer schriftlichen Dokumentationen – Tagebücher, Briefe, ein Theaterstück, Reden und Protokolle über Garten- und Hausarbeiten – lässt er ihr Leben, aber auch ein ganzes Jahrhundert, Revue passieren. Auf Leintücher, die aus ihrer Aussteuer stammen, projiziert er Fotos und Videoaufzeichnungen. Ein Stück, so traurig, so lustig, wie das Leben. **JAS**

DIE BEDÜRFNISSE DER PFLANZEN. Solostück von und mit Sebastian Krähenbühl. Regie: Lukas Bangerter. 20. März, 20.15 Uhr, reformierte Kirche Muri. Reservation: Muri Info, Tel. 056 670 96 63. Weitere Spielzeiten: 13./15./16./27./28./30. März: Theater an der Winkelwiese, Zürich. 22. März: Kulturraum Thalwil.

AUS GRÜN WIRD GRAU/ In der Schweiz wird jede Sekunde ein Quadratmeter Land verbaut.
AUS GRAU WIRD GRÜN/ Wer Boden verbaut, soll ihn ersetzen: Benedikt Loderer fordert ein Landgesetz.

Wer den Boden nicht ehrt, zerstört die göttliche Ordnung

BIBEL/ Der Boden ist heilig, er gehört Gott. Den Menschen ist er nur geliehen, darum sollen sie zu ihm Sorge tragen. – Bedenkenswertes aus dem Buch der Bücher.

BILDER: GIAN VAITL

EDITORIAL

MARTIN LEHMANN ist «reformiert.»-Redaktor in Bern



Nützen und schützen

PREISGABE. Jahrzehntelang hat man in der Schweiz ziemlich sorglos geplant, gebaut, zugestraftet. Wer mahndend in Erinnerung rief, dass sich der Boden nicht vermehren lässt und jeder Quadratmeter Land, der für eine Ferienwohnung oder ein Reiheneinfamilienhaus, einen Parkplatz oder eine Erschliessungsstrasse, eine Industriehalle oder ein Shoppingcenter verbaut wird, unwiderruflich verloren ist, wurde als regulierungswütig, ewiggestrig oder wirtschaftsfeindlich tituliert.

RÜCKGABE. Inzwischen hat der Wind etwas gedreht: Das Schweizer Stimmvolk scheint sich zunehmend

ums knappe Gut Boden zu sorgen – und schickt an der Urne neuerdings klare Signale gegen die Zersiedelung in die politische Landschaft. Die überraschende Annahme der Zweitwohnungsinitiative, das Ja zur Kulturlandinitiative im Kanton Zürich sowie mehrere Rückweisungen von geplanten Einzonungen in Gemeinden belegen das.

LEIHGABE. Am 3. März steht nun die Abstimmung über das revidierte Raumplanungsgesetz an. Für «reformiert.» trefflicher Anlass, sich im Rahmen eines Dossiers mit der Frage zu befassen, wie verschiedene Menschen mit Grund und Boden umgehen – und wie der heikle Spagat zwischen Nützen und Schützen gelingen könnte.

«Gott gehört die Erde und was sie erfüllt.» Und: «Gott hat die Erde den Menschen gegeben.» Die beiden Sätze aus dem alttestamentlichen Buch der Psalmen zeigen: Wenns nach der Bibel geht, ist der Boden etwas Heiliges – den Menschen ist er nur geliehen. Sie dürfen ihn zwar nutzen und bebauen, wie es in der Geschichte vom Garten Eden heisst, aber pflegend und bewahrend.

Wir Menschen stehen in einer engen, von der göttlichen Schöpferkraft angeordneten Beziehung zum Boden. Das wusste Eve Balfour noch, die englische Pionierin des Biolandbaus: In ihrem Buch «Der lebendige Boden» brachte sie 1943 auf den Punkt, was ihrer Meinung nach eine verantwortliche christliche Lebenshaltung auszeichnet: «Wir sollen in Hingabe an Gott leben, in Hingabe an den Boden und in Hingabe an unsere Mitmenschen.» Dass der Boden heute gefährdet und knapp geworden ist, hat damit zu tun, dass uns das religiöse Verständnis abhandengekommen ist.

TEIL DES GANZEN. Profiteure reduzieren den Boden auf die Fläche, bewerten ihn nach Lage und Nutzbarkeit, erniedrigen ihn zur Handelsware, machen ihn zum Spekulationsobjekt. Dass Boden ein beschränktes Gut ist, steigert seinen (Verkaufs-)Wert. Verantwortlich mit dem Boden umzugehen, hiesse aber, ihn in all seinen Dimensionen zu erfassen: als Teil des Ganzen, des grossen Zusammenspiels, des «Oikos». Dieser neutestamentliche Begriff bezeichnet sowohl das Haus als auch die darin lebende Gemeinschaft, den ganzen Haushalt, Hab und Gut, Grund und Boden – bis hin zum Geist, der in der Gemeinschaft lebt. Wenn Nutzniesser zu Ausbeutern werden, zerstören sie dieses gemeinsame Lebenshaus.

RUHE DEM BODEN. Die Bibel ist voll von Bodengeschichten. Ein Beispiel einer ungerechten Bodenaneignung erzählt das 1. Königsbuch (Kap. 21): König Ahab schielt auf den Weinberg seines Nachbarn Nabot. Der Weinberg ist Erbbesitz, er ernährt eine ganze Sippe, und er kann nach altem Bodenrecht nicht einfach ge- oder verkauft werden. Die boshafte Königin Isebel lässt Nabot hinrichten, um das Objekt der Begierde an sich zu reißen. Die Strafe bleibt nicht aus.

Dass zum Boden Sorge getragen werden muss, findet im antiken Israel auch darin Ausdruck, dass jedes siebte Jahr für den Boden als Brachjahr gilt: als Ruhezeit, als Schabat fürs Ackerland. Ein Jahr lang darf weder gepflanzt noch geerntet werden; was trotzdem auf den Feldern wächst, darf von jedermann eingesammelt und gegessen werden (2. Mose 23, 11).

Ein ausgefeiltes Bodenreform-Konzept findet man in 3. Mose (Kap. 25): Alle sieben mal sieben Jahre wird ein Hall- oder Jobeljahr ausgerufen: Dann geht das Land zurück in die Hände seiner ursprünglichen Besitzer. Dieser Regu-

lierungsversuch stammt aus der Zeit um 500 v. Chr. und ist wohl eine literarische Fiktion. Aber eine brisante: Konnte damals jemand seine Schulden nicht begleichen, verlor er sowohl (Boden-) Besitz als auch Selbstbestimmung – und wurde samt seiner Sippe versklavt. Das Erlassjahr trat als starke Vision dagegen an: Ein Mensch ist unverfügbar. Und der Boden als Gabe Gottes ist es auch. Mit dem Halljahr und der «Freilassung des Bodens» nach 49 Jahren wird hier die Wiederherstellung einer ursprünglich gerechten Verteilung erträumt.

GÄSTE AUF ERDEN. Und Jesus? Er ging über Land und liess sich vom fruchtbaren Boden zu Gleichnissen über das Reich Gottes inspirieren. Land besass er keines; als besitzloser Wanderprediger lebte er vor, was es heisst, ein «Gast auf Erden» zu sein und hier keine «bleibende Statt» zu haben.

Dass der Mensch vom Boden abhängig und eng mit ihm verbunden ist, zeigt sich auch in der Sprache: «Mensch» heisst im Hebräischen «Adam», die Erde «Adama». Menschen sind also Erdlinge: Von der Erde sind wir genommen, zur Erde kehren wir wieder zurück.

Die Bodenhaftung des Menschen ist total. Ein Trost, wenn da «die Erde und was sie erfüllt, Gott gehört».

MARIANNE VOGEL KOPP

Und was sagt die Bibel zum Thema «Raum»? Lesen Sie den theologischen Essay von Luzia Sutter Rehmann auf unserer Website: www.reformiert.info

«Windenergieanlagen verbrauchen wenig Boden. Es bleibt noch Platz für die Kühe zum Weiden»



«Uns muss keiner sagen, dass Boden ein knappes Gut ist»: Monika Lorez-Meuli

ENERGIELAND/ Monika Lorez-Meuli plant für das kleine Bergdorf Hinterrhein einen Windenergiepark. Für sie bedeutet das: Haushälterisch mit dem knappen Boden umgehen und in Zeiten der Energiewende Verantwortung übernehmen.

«Wir leben hier auf 1600 Metern über Meer. Das Dorf Hinterrhein liegt an der Autostrasse A13, direkt am nördlichen Tunnelportal des San Bernadino. Die A13 führt von Chur nach Bellinzona. Unser Dorf zählt siebzig Einwohner. Die Gegend ist rau und anspruchslos. Wir leben vorwiegend von der Landwirtschaft, haben den Durchgangsverkehr, einen Panzerschiessplatz, wenig Tourismus – und viel Wind.»

KNAPPER RAUM. «72 Prozent unseres Gemeindegebiets sind geschützt: Es gehört zum Bundesinventar für Landschaften, wird von einer historischen Passstrasse durchquert, ist Wildasyl, Gewässerraum oder steht unter regionalem Schutz. Uns in Hinterrhein muss keiner sagen, dass Boden ein knappes Gut ist. Das wissen wir nur zu gut, vor allem vom Umgang mit unserem Kulturland. Das ganze Tal betreibt biologische Landwirtschaft. Wir sind gezwungen, nachhaltig mit diesem Boden umzugehen. Denn der wird immer stärker beschnitten, auch durch die Ausdehnung des Gewässerraums.»

WINDIGE GEGEND. «Wir wollen einfach nur hier leben können. Eine Möglichkeit dazu bieten uns die erneuerbaren Energien. Letztes Jahr hat unser Dorf ein Flusskraftwerk gebaut. Die Einwohner von Hinterrhein haben sich daran mit 370 000 Franken beteiligt. Das hat uns auf die Idee mit dem Windpark gebracht. Wir planen mit der Sol-E, einer Tochtergesellschaft der Bernischen Kraftwerke (BKW), sechs Windturbinen auf der Tällialp zu errichten. Die sollen im Jahr

2015 rund 19 Gigawattstunden ökologisch erzeugten Strom bereitstellen. Das entspricht dem Verbrauch von rund 5400 Haushalten.

Windanlagen verbrauchen wenig Boden. Jedenfalls weniger, als ein Gewerbegebiet oder ein Supermarkt mit Parkplatz oder eine Wohnüberbauung verbrauchen würden. Unter den Windrädern bleibt noch Platz für die Kühe zum Weiden. Wir könnten die Anlage sogar nach 25 Jahren wieder rückbauen – zum Beispiel, wenn die Technologie nicht mehr gefragt ist. Kein Mensch würde davon etwas merken.»

POLITISCHER WILLE. «Das Problem bei einer Windanlage ist nicht der Boden, sondern der Lebensraum. Vor allem der Flugraum von Tieren. Hier laufen zurzeit Abklärungen.

Die Bewohnerinnen und Bewohner von Hinterrhein sind überzeugt von diesem Projekt. Es ist relativ weit entfernt vom Dorf und erzeugt für uns wenig Lärm- oder Lichtemissionen. Der Krach vom Panzerschiessplatz kann da viel dominanter sein. Weiter unten im Tal gibt es Bewohner, die stehen unserem Projekt skeptischer gegenüber, aber sie fahren eigentlich nur daran vorbei. Wir hingegen leben das ganze Jahr damit.

Ich habe Verständnis dafür, dass es auch Einwände gegen einen Windpark gibt. Es gibt zig verschiedene gegensätzliche Interessen in unserer Wohlstandsgesellschaft. Aber es stellt sich die Frage: Was wollen wir wirklich? Keine Atomkraftwerke mehr? Dafür Strom aus erneuerbaren Energien? Dann muss sich die Gesellschaft entscheiden, auch Boden dafür einzusetzen.

Wir können nicht den Fünfer und das Weggli zugleich haben.»

AUFGEZEICHNET VON REINHARD KRAMM

Monika Lorez-Meuli, 45, ist Intensivkrankenschwester, Bäuerin, diplomierte Betriebswirtschaftlerin und Bündner Grossrätin (BDP). Sie präsidiert das Elektrizitätswerk Hinterrhein.

«Ein Haus auf dem eigenen Boden zu haben, ist nicht einfach der Egotrip des Mittelstands»



«Die hohen Mieten in der Stadt treiben Familien geradezu in die Peripherie»: Astrid Baldinger, Daniel Fuchs

WOHNLAND/ Vom Eigenheim träumten Astrid Baldinger und Daniel Fuchs nie. Doch mit drei Kindern fand sich in der Stadt keine bezahlbare Wohnung. Wie sie heute wohnen, finden sie traumhaft – die Siedlungspolitik halten sie trotzdem für falsch.

«Wir wohnen in einer Neubauesiedlung, wie es sie in der Schweiz vielerorts gibt. Das Land, auf dem unser Haus steht, gehörte bis vor einigen Jahren einem Landwirt. Die Gemeinde hatte es umgezont, heute stehen hier vierzehn Häuser und zehn Reiheneinfamilienhäuser.

Auf den ersten Blick passen wir wunderbar ins Klischee der Mittelstandsfamilie, die ihren Traum vom Häuschen im Grünen verwirklichte. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Erstens war das gar nie ein Traum von uns: Wir wohnten bis 2003 in der Altstadt von Brugg, in einer Mietwohnung. Nachdem sich ein zweites Kind ankündigte, wurde sie uns zu eng. Eine grössere Wohnung in der Stadt konnten wir damals aber nicht finden – jedenfalls keine bezahlbare. Mieter werden stark zur Kasse gebeten. Und dass Pensionskassen Häuser als Objekte für grosse Renditen nutzen, ist wenig familienfreundlich.»

HOHE PREISE. «Also schauten wir uns nach Wohneigentum um, nach Häusern und Wohnungen. Doch auch da fanden wir auf Stadtgebiet nichts Bezahlbares. Alle Objekte hätten teuer saniert werden müssen, nicht zuletzt, damit sie einem ökologisch vertretbaren Energiestandard entsprochen hätten – das ist uns wichtig. So tauchte langsam der Gedanke auf, ein neu gebautes Haus zu kaufen. Seit 2007 wohnen wir nun in einem zertifizierten Minergie-A-Haus mit Naturgarten am Paradiesweg in Riniken, in der Nähe von Brugg. Für das gleiche Geld hätten wir in der Stadt nichts Vergleichbares bekommen. Dass

wir drei Parkplätze haben, war nicht unser Wunsch, sondern eine Auflage der Gemeinde. So viele bräuchten wir nicht.»

WENIG KINDER. «Der knappe und teure Wohnraum in der Stadt treibt die Familien geradezu an die Peripherie. In vielen Stadtquartieren hat es kaum noch Kinder – ein weiterer Grund, dort nicht hinzuziehen. Siedlungen mit neuen Häusern werden für Familien regelrecht zum Paradies. In unserem Quartier wohnen zusammen mit unserer jüngsten Tochter acht Kinder, die gemeinsam in den Kindergarten gehen. Insgesamt leben hier über dreissig Kinder. Sie können auf der Strasse toben, spielen bei den Nachbarn oder bei uns, essen auch mal bei jemand anderem zu Mittag. Das ist von unbezahlbarem Wert – nicht nur für die Kinder, sondern auch für uns Eltern.»

KNAPPER WOHNRAUM. «Auch wir finden, dass die Landschaft in der Schweiz vielerorts verschandelt wird. Doch dahinter steckt nicht einfach der Egotrip des Mittelstands, sondern viel mehr die genannten Rahmenbedingungen. Zudem ist Bauen ein bedeutender Wirtschaftsfaktor. Dass die Menschen heute älter werden und daher weniger Häuser ihre Besitzer wechseln, verknappt den Wohnraum ebenfalls. Auch gibt es zahlreiche Industriebrachen an Stadträndern, die nicht genutzt werden. Es darf nicht so weitergehen wie bisher. Ortszentren sollten bezahlbaren Wohnraum haben und attraktiv sein. Zudem stimmt die Entwicklung bedenklich, dass Lebensmittel immer öfter mit dem Auto eingekauft werden müssen: in grossen, auf der grünen Wiese neu gebauten Zentren. Das schafft Abhängigkeiten, wir werden zu immer mehr Mobilität gezwungen.»

AUFGEZEICHNET VON ANOUK HOLTTHUIZEN

Astrid Baldinger, 44, ist Produktionsleiterin beim «Kirchenboten» in Basel, Daniel Fuchs, 51, Wissenschaftler an der Hochschule für Architektur in Muttens. Sie wohnen mit ihren drei Kindern in Riniken AG.

«Mit dem Nichtverkauf des Bodens wollte ich ganz bewusst ein Zeichen gegen die Zersiedelung setzen»



«Eine Wohnung mehr heisst zwei Autos mehr»: Philipp Freimann

KULTURLAND/ Bauer Philipp Freimann hätte sein Land für viele Millionen Franken verkaufen können. Tat er aber nicht, weil ihm sein Boden ein Stück Heimat bedeutet. Und weil er ein Zeichen setzen wollte gegen die Bodenspekulation.

«Boden ist für mich die wichtigste Produktionsgrundlage – ja: die wichtigste Lebensgrundlage überhaupt, damit ich den Bauernhof führen kann. Unsere Familie lebt schon in der dreizehnten Generation auf diesem Land. Stets haben wir damit gearbeitet, nie versucht, das Maximum aus dem Boden herauszuholen, sondern darauf geachtet, dass er uns erhalten bleibt und man ihn an die nächste Generation weiterreichen kann.

Die Stadt Zug frisst sich immer weiter in die grüne Landschaft hinein. Wir hätten unser Land, das direkt an der Stadtgrenze liegt, teuer verkaufen und vielleicht 20, 30 Millionen Franken verdienen können. Doch niemand von unserer Familie wollte das, weder die Mutter noch meine zwei Geschwister oder ich. Alle sagten Nein. Wir hätten uns für das Geld anderswo – irgendwo im Ausland – einen zehnmal grösseren Hof kaufen können. Doch ich möchte nicht weg von hier, ich bin hier verwurzelt. In der Schweiz hat man es eben schon «cheibe guet».

KLARES SIGNAL. «So nahe bei der Stadt könnte ich problemlos einen Supermarkt aufstellen und viel Geld damit verdienen. Doch was hätte ich davon? Irgendwie ist man ja einfach mal zufrieden, mit dem, was man hat, und macht sich nicht immer Gedanken darüber, wie und wo man noch mehr Geld herausholen kann.

Die Entwicklung in den letzten Jahren ist extrem. Zug ist der Wachstumskanton schlechthin. Viele Leute haben viel Geld gemacht. Wohnungen wurden nur so «hingeknallt». Doch unendliches Wachstum gibt es nicht, wir müssen hier

in der Schweiz endlich wieder auf den Boden kommen. Wir stossen langsam an Grenzen. Veränderungen gab es schon immer, das ist auch in Ordnung, aber in den letzten Jahren erfolgten diese Veränderungen viel zu schnell.

Wachstum bringt viele Nachteile mit sich. Eine Wohnung mehr in Zug bedeutet zwei Autos mehr. Das heisst: mehr Strassen, mehr Verkehr, mehr Infrastruktur. Mit jedem Quadratmeter Boden, der verbaut wird, geht auch etwas kaputt. Schaut man die fortschreitende Zersiedelung bei uns an, dann ist es schon fast zu spät. Wenn wir jetzt nicht etwas dagegen unternehmen, müssen wir die Landwirtschaft schon bald im Ballenberg anschauen gehen. Mit dem Nichtverkauf des Bodens wollte ich ganz bewusst ein Zeichen setzen.»

NÜCHTERNER BLICK. «Boden hat für mich durchaus eine spirituelle Bedeutung. Ich habe Achtung vor der Schöpfung: vor Pflanzen, Tieren, vor den Mikroorganismen. Wenn bei schlechtem Wetter die Würmer aus dem Boden kriechen, kommt es schon mal vor, dass ich einen vom Weg auflese und ins Gras werfe, damit er nicht überfahren wird. Schliesslich ist es den Würmern zu verdanken, dass der Boden fruchtbar bleibt und durchlüftet wird. Aber ich sehe den Boden auch ganz nüchtern. Wenn ich über mein Land schaue, dann mache ich mir vor allem Gedanken zum Pflanzenbestand: Brauche ich irgendwo mehr Getreidepflanzen? Oder mehr Weiden? Regnet es längere Zeit, versorge ich die Kühe im Stall, damit sie den feuchten Boden nicht zerstören.

So sehe ich das: Man muss Sorge halten zum Boden, dann lässt sich auch ein wirtschaftlicher Nutzen daraus ziehen.»

AUFGEZEICHNET VON STEFAN SCHNEITER

Philipp Freimann, 36, ist Landwirt und lebt mit seiner Frau, die das familieneigene Restaurant führt, und zwei Kindern am Stadtrand von Zug. Auf 27 Hektaren hält er Mutterkühe, Schweine und betreibt Futterackerbau.

«Der Boden in der Stadt ist alles andere als eintönig. Er ist extrem vielfältig und artenreich.»



«Stadtboden ist spannend – nicht nur für Biologen»: Beat Fischer

STADTLAND/ Wer mit Beat Fischer durch die Stadt spaziert, kommt nicht weit: Alle paar Meter weist der Biologe auf Blumen, Flechten, Moose und Pilze. Er weiss: Für viele Pflanzen und Tiere ist der Stadtboden Lebensraum erster Güte.

«Boden ist der Urgrund des Lebens schlechthin. Auf dem Boden beginnt alles, im Boden endet alles. Mich persönlich «redet» der Boden. Wenn ich spaziere und auf den Boden blicke, öffnen sich mir ständig neue Welten. Sehen Sie dort drüben, da spriessen schon die ersten Schneeglöckli. Es ist ein Mysterium: Aus dem Nichts beginnt es zu wachsen. Bis vor einigen Tagen war da scheinbar nichts – und jetzt plötzlich grünt es wieder. Ein Spektakel!»

GESTALTETER RAUM. «Nein, der Boden in der Stadt ist alles andere als eintönig. Er ist sogar extrem vielfältig und artenreich. Landwirtschaftsland im Mittelland ist demgegenüber armselig und langweilig. In der menschgemachten Stadt ist der Boden kleinräumig strukturiert: Es gibt auf engstem Raum Pflastersteine, Natursteinmauern, Gleisschotter, Flussufer, Magerwiesen, Hecken, Wälder, Parkanlagen – sprich: eine Fülle von ökologischen Nischen. Und damit Lebensraum für unterschiedlichste Organismen.

Natürlich hat der Mensch hier gestaltend eingegriffen, aber – so seltsam das vielleicht tönt – dieses Eingreifen hat den Boden nur wertvoller gemacht. Was wäre denn hier ohne die Menschen? Wohl einfach Buchenmischwald. Jetzt aber haben wir hier dieses bunte Mosaik von Pflanzen, Flechten, Moosen, Pilzen und Tieren. Das macht Stadtboden so spannend – nicht nur für Biologen. Aber dazu müssen wir Sorge tragen. Denn dieses Miteinander kann kippen. Ich spüre das etwa, wenn ich in einer Stadt bin, wo es keine Grünflächen, Pflanzen und Tiere

gibt. Ich werde sofort extrem «ulidig», meine Augen, meine Nase und meine Ohren beginnen sich zu langweilen.»

STÄDTISCHER GARTEN. «Wir stehen hier im Botanischen Garten der Universität Bern, wo 6000 Pflanzenarten aus allen Erdteilen wachsen. Das sind doppelt so viele Arten, wie in der ganzen Schweiz heimisch sind. Die Stadt Bern hat die erste derartige Anlage vor 224 Jahren anlegen lassen – auf Anregung des Pfarrers Samuel Wythenbach. Heute ist dieser zwei Hektaren grosse Garten mit seinen Schauhäusern und den verschiedenen Aussenanlagen am Aarehang Erholungsraum und Schulzimmer für viele Tausend Besucherinnen und Besucher. Aber die Anlage ist nicht unumstritten. Mehrmals drohte ihr in den letzten Jahren das endgültige Aus. Dank der Initiative von Politikern und Quartierbewohnerinnen und dank des Einsatzes der Belegschaft gibt es ihn vorläufig noch. Ich finde natürlich: absolut zu Recht.»

VERWURZELTER MENSCH. «Ein Botanischer Garten ist kein Raritätenkabinett. Es ist eine Art Bibliothek, eine Pflanzenstadt, die der Mensch für sich in der Häuserstadt angelegt hat. Dass wir hier jede Pflanze genau anschreiben – mit Namen, Familienzugehörigkeit, Herkunftsgebiet –, zeigt das bereits. Aber es geht noch weiter: Hier geben wir den Pflanzen einen Boden zum Wachsen und den Menschen eine Verwurzelung – das heisst: eine Grundlage, damit er diese Welt verstehen kann. Alle können sich hier erholen, ihre Neugier stillen, die Sinne schärfen, riechen, beobachten, staunen und lernen. Der Wert eines solchen Stücks Boden ist enorm, ich kann ihn gar nicht beziffern.»

AUFGEZEICHNET VON RITA JOST

Beat Fischer, 47, hat in Bern und New York Biologie studiert und betreibt seit fünfzehn Jahren ein eigenes Büro für angewandte Biologie. Im Botanischen Garten Bern ist er zuständig für Kommunikation und Kultur.



«Wer Land verbaut, muss es ersetzen»

RAUMPLANUNG/ Der Architekturkritiker Benedikt Loderer will dem Landverschleiss durch den Einfamilienhausbau einen Riegel schieben – mit einem radikalen «Landgesetz»: Mit diesem würde die bebaute Fläche auf dem heutigen Stand eingefroren.

Benedikt Loderer, Ihr neuestes Buch, ein Manifest gegen die Zersiedelung der Schweiz, trägt den Titel «Landesverteidigung». Wo steht denn der Feind?

Nicht an der Grenze. Ich nehme nicht einen bösen äusseren Feind ins Visier, sondern uns selbst: Zwei Generationen haben nach 1950 mehr Land verbaut als alle vorherigen seit den Römern zusammen. Die Zersiedelung ist Landverschleiss im Sekundentakt.

Was heisst das in Zahlen?

In der Schweiz wird heute pro Sekunde ein Quadratmeter Land verbaut. Pro Tag macht das zehn Fussballfelder.

Es gibt doch immer noch intakte Landschaften: Gefällt Ihnen die Schweiz nicht mehr?

Natürlich kann ich im Emmental Gotthelf-Bilder knipsen und im Toggenburg und im Thurgau Kalendersujets entdecken. Nicht alles zwischen Genfer- und Bodensee ist ein kompakter Siedlungsbrei.

Laut Ihnen ist die Schweiz aber von der «Hüslipest» befallen: Was ist denn so schlimm am Einfamilienhaus?

Dass es Land vergeudet: für das Hüsliselbst, für die Verkehrserschliessung via Strasse und Bahn, für die ganze Infrastruktur. Es ist simpel und doch wahr: Baut man ein Doppelhaus auf eine Parzelle, hat man denselben Landverbrauch und praktisch dieselben Erschliessungskosten wie bei einem Einfamilienhaus.

Tatsache ist doch: Man flüchtet von der Stadt aufs Land, weil man sich nur dort noch den Wohnraum leisten kann, den eine Familie benötigt.

Richtig. Früher hiess es: Die Mädchen ins eine Zimmer, die Buben ins andere. Heute gilt als schlechter Mensch, wer seinem Kind kein Einzelzimmer anbieten kann. Das Kajütenbett ist passé. Man will mehr Wohnraum und nimmt ihn dort, wo er bezahlbar ist, eben am Rand, in der Agglomeration.

Ein Einfamilienhaus im Grünen ist nun mal der Traum von vielen, die ihre Kinder in einer ländlichen, intakten Umwelt aufziehen möchten. Und das missgönnen Sie ihnen?

Zunächst würde ich bezweifeln, dass das Leben auf dem Land intakter ist als jenes in der Stadt: Die Scheidungsrate ist ähnlich hoch, Alkoholismus und Drogenkonsum sind ebenso verbreitet.

Aber darum gehts mir gar nicht, und ich will auch nicht an der banalen Normästhetik der meisten Einfamilienhäuser rummäkeln. Ich lege einfach die wahre Rechnung offen auf den Tisch.

Und wie sieht die aus?

Einfamilienhausbesitzer leben auf Kosten der Allgemeinheit: Sie werden hoch subventioniert. Ich meine: Die Steuervorteile der Hüsl-Besitzer – der Fahrkosten- und der Hypothekarschuldenabzug etwa – gehören abgeschafft. Und es braucht endlich die Kostenwahrheit im

öffentlichen und privaten Verkehr. Die Autofahrer bezahlen zwar die Strassen, nicht aber die externen Kosten in Milliardenhöhe, die anfallen: durch Unfälle, Luftverschmutzung, Lärm – beziehungsweise Lärmbekämpfung – oder durch Wertverminderung von Grundstücken nahe stark befahrener Strassen.

Welchen Preis würden Sie denn verlangen für Transport und Verkehr?

Vier Franken für einen Liter Benzin, 10000 Franken für ein GA: Das ginge Richtung Kostenwahrheit.

Das kann sich niemand leisten.

Ich will niemandem das Auto wegnehmen. Aber wir können es uns auf die Länge auch nicht mehr leisten, dass die Hälfte des Individualverkehrs für Freizeitfahrten draufgeht. Nur die Kostenwahrheit zwingt die Menschen zum Nachdenken, ob es Sinn macht, den Buben dreissig Kilometer ins Fussballtraining oder die Tochter zwanzig ins Ballett zu kutschieren.

Wir können uns die Erschliessung der Agglomerationen und Randregionen doch noch lange leisten – wenn wir es politisch wollen.

Exakt dies bestreite ich vehement. Die ganze Bau- und Verkehrspolitik mit ihren immensen Infrastruktur- und Mobilitätskosten beruht auf dem Glauben an den Fortbestand des goldenen Zeitalters. Doch der Wohlstand, der eigentliche Mo-

tor der Zersiedelung, wird nicht endlos weiterbrummen.

Wie wollen Sie die Zersiedelung stoppen?

Durch die erwähnte Kostenwahrheit – und durch ein neues Landgesetz, analog zum Waldgesetz, das wir seit 1876 haben: Wer Wald rodet, muss Wald pflanzen. Neu würde gelten: Wer Grün vergraut, muss Grau vergrünen. Wer Land verbaut, muss es ersetzen.

Und das nennen Sie Landesverteidigung?

Ja, weil die Landvergeudung ein Ende hätte. Die heute überbaute Fläche dürfte nicht vergrössert werden. Das Baugebiet würde geschlossen.

«Zwei Generationen haben nach 1950 mehr Land verbaut als alle vorherigen seit den Römern zusammen.»

Wollen Sie einen Baustopp verhängen?

Überhaupt nicht. Faktisch ginge zwar der Einfamilienhausbau massiv zurück. Aber Anbauen und Aufstocken wären natürlich erlaubt – und übrigens auch sehr erwünscht. Das Landgesetz verknappt die Ressource Boden. Das macht ihn teurer. Darum würde er auch besser genutzt. Nur billiges Land wird vergeudet, für Einfamilienhausweiden eben. Mit dem Landgesetz würde endlich verdichtet gebaut.

Und was brächte die Verknappung des Bodens durch das Landgesetz den Städten?

Was ist denn heute in der Schweiz Stadt? Die Agglomeration! Was wir Stadt nennen, ist ein Quartier derselben. Aber die Agglomeration ist noch längst nicht fertiggebaut. Die würde eben aufgestockt und verdichtet, der bestehende Wohnraum in der Agglomeration kann locker verdoppelt werden.

Lancieren Sie eine Volksinitiative, um dem Landgesetz zum Durchbruch zu verhelfen?

Am besten wäre, ich würde für fünf Jahre als Baudiktator eingesetzt, um das Landgesetz einzuführen. Und danach würde ich geköpft ... Im Ernst: eine Initiative? Mal abwarten, ob das Volk am 3. März dem Raumplanungsgesetz zustimmt. Zudem: Wer würde eine solche Initiative mittragen? Die Grünen? Die wohnen doch inzwischen auch im Hüsl. Oder träumen wenigstens davon.

BENEDIKT LODERER, 68

ist Architekt ETH und hat sich als «Stadt-wanderer» und Architekturkritiker für den «Tages-Anzeiger» einen Namen gemacht. 1988 gründete er die Zeitschrift «Hochparterre», neun Jahre später trat Loderer als Chefredaktor zurück. Seither widmet er sich ganz dem Schreiben. Im Herbst 2012 erschien sein Buch «Die Landesverteidigung».

BUCH. Die Landesverteidigung. Benedikt Loderer, Edition Hochparterre, 2012, Fr. 29.90



Gegen die Hüslipest: Benedikt Loderer

Sie propagieren maximal vierzig Quadratmeter Wohnfläche pro Kopf – bewohnen aber in Biel zusammen mit Ihrer Partnerin 140 Quadratmeter. Sie predigen Wasser und trinken Wein.

Klar, was die Wohnfläche betrifft, bin auch ich über dieser Norm. Ich fliege aber nicht, besitze kein Auto, fahre nicht ins Shoppingcenter und besorge die Einkäufe zu Fuss. In die Apotheke latsche ich in den Finken – was für ein Glück im Alter! Das ist eben die Stadt: die Siedlung mit der besten und billigsten Infrastruktur, die Menschen je gebaut haben.

INTERVIEW: SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER, SAMUEL GEISER

FORUM: Braucht die Schweiz ein Landgesetz? Diskutieren Sie mit: www.reformiert.info

«Durch den Klang komme ich Gott näher»

MUSIK/ Wolfgang Rogg bringt mit seinen Gongs ganze Kirchen zum Schwingen. In seinen Konzerten will der Klangfreak aus Birr «die Widerstände aufbrechen».

Wer ihn in seinem Einfamilienhaus in Birr besucht, wähnt sich schon bald in einem Klangbad. Denn während Wolfgang Rogg spricht, vibriert und surrt es um ihn herum. «Die Gongs antworten immer», erklärt der Klangspezialist die ungewohnte Resonanz. Im Entree stehen Klangschalen, hinter dem Esstisch reflektiert ein riesiger Gong das helle Sonnenlicht, vor dem Cheminée hängt mattschwarz die neuste Errungenschaft: ein vietnamesischer Buckelgong, den der 68-Jährige diesen Winter von einer seiner vielen Reisen mitgebracht hat. Schlägt er ihn mit der Faust, erzittern Boden und Wände in einem warmen, tiefdunklen Brummen.

Im Obergeschoss, dem eigentlichen Klangreich, baumeln heimelig unter dem Dach Klanginstrumente in allen Varianten, Grössen, Formen und Farbgebungen. Auf den Regalen reiht sich Klang-

Reist er durch die Lande, besucht er deshalb oft Kirchen. «Ich spüre dabei sofort, ob eine Kirche an einem Kraftort steht oder einfach irgendwo gebaut wurde», erklärt er. Das war nicht immer so. Als seine Frau 1986 an Leukämie erkrankte, begann für den «Analytiker und Kopfmenschen» ein anderes Leben. An ihrer Seite stellte er sich in den fünf Jahren bis zu ihrem Tod neuen Erfahrungen, las sich «durch die ganze Heilsliteratur, von «Schicksal als Chance» bis zu «Krankheit als Weg» und begleitete, zusammen mit dem gemeinsamen Sohn, seine schwerkranke Frau bis zum letzten Atemzug zu Hause im Wohnzimmer.

KLANG. Um ihren Tod zu verarbeiten, besuchte Wolfgang Rogg viele Trauerseminare, darunter eines des bekannten Psychologen und Musiktherapeuten Jorgos Canacakis. Hier hörte er zum ersten Mal einen Gong. Als Canacakis die Teilnehmenden aufforderte, den Klang in der Vorstellung in ihren Körper zu leiten, reagierte Rogg skeptisch. «Als Techniker glaubte ich nicht an solchen Humbug, aber ich versuchte es – aus Trotz», lacht er. Und es gelang, was er nie für möglich gehalten hätte. Er konnte wahrnehmen, wie die Schwingung des Klangs über die Fusssohle hinauf sein linkes Knie erreichte. Diese Erfahrung veränderte ihn: «Fortan bestimmte der Klang mein Leben.»

KNOW-HOW. 1994 kaufte er seinen ersten Gong und folgte Schritt für Schritt der neuen Leidenschaft. 2005 liess er sich von Walter Häfner zum Klangtherapeuten ausbilden und eröffnete seine «Kreative Klangpraxis» zu Hause in Birr. Inzwischen verfügt er über ein grosses Know-how an verschiedenen Therapiemethoden, darunter Klangmassagen und die Arbeit mit Stimmgabeln.



«Lobet ihn mit hellen Zimbeln»: Wolfgang Rogg

Nebst therapeutischen Klangsitzungen bietet Wolfgang Rogg auch Klangmeditationen an und bildet heute selbst Klangtherapeuten aus. Zudem entwickelte er spezielle Schläger, Klangverfahren für Hypnosetherapien und eigene Klangröhren zur Behandlung von Tinnitus.

Doch der vielseitige Tüftler ist noch etwas anderem auf der Spur. «Je älter ich werde, desto stärker ist es mir ein Bedürfnis, von immer weniger immer mehr zu wissen. Ich möchte das Grosse hinter allem erforschen, die Schöpfung, den Schöpfer.» Und so interessiert ihn als Klangtherapeut das, was hinter der Fassade eines Menschen zum Vorschein kommt, «dann, wenn die Widerstände aufbrechen». Gebe sich ein Mensch den Vibrationen des Klangs hin, falle es ihm leichter, die Kontrolle abzugeben und loszulassen – «denn der Klang trägt einen».

KIRCHEN. Seit 2007 gibt Wolfgang Rogg Konzerte in Kirchen. «Das sind die schönsten Klangräume, die es gibt», strahlt er. «Und schliesslich wurde schon in der Bibel munter «geklangt», fügt er an, zitiert Psalm 150 «Lobet ihn mit hellen Zimbeln», und holt prompt die klingenden Instrumente hervor: «Durch den Klang komme ich Gott näher.» **ANNREGT RUOFF**

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Publizist und Buchautor



Die heimliche Kunst des Abschreibens

GEBET. Herr Freiburghaus war ein frommer Mann. Wenn wir als Viertklässler bei ihm eine Prüfung schreiben mussten, konnte es vorkommen, dass wir vorher im gemeinsamen Gebet Gott darum baten, uns zu helfen, nicht auf das Blatt des Banknachbarn zu schielen. Nun weiss ich nicht, ob ich damals zu wenig gebetet habe oder ob Gott allenfalls ein Auge zuge-drückt hat: Ich habe jedenfalls abgeschrieben. Alle Frömmigkeit in Ehren – aber es wäre doch zu schade gewesen, nicht vom Wissensvorsprung meines Nachbarn zu profitieren.

KOPIE. Heute, im Internet-Zeitalter, wird abgeschrieben, was das Zeug hält. «Copy and Paste» heisst das Stichwort: kopieren und einfügen. Dafür genügen ein paar Mausclicks. Gleichzeitig ist es aber auch einfacher geworden, über Google den Sündern auf die Spur zu kommen. Etliche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sind so ihren Dokortitel wieder losgeworden. Herr Freiburghaus hat mich nur einmal erwischt, was mir eine saftige Moralpredigt eingetragen hat. Unbelehrbar, wie ich bin, hörte ich trotzdem nicht auf damit.

PLAGIAT. Die heimliche Übernahme fremden Gedankengutes heisst Plagiat. Dieses lateinische Fremdwort stammt vom altrömischen Dichter Martial, der einem Dichterkollegen vorwarf, ihm seine Verse geklaut zu haben. Er beschimpfte ihn als «plagiarius», was übersetzt «Menschenräuber» heisst. Martial lebte vom Vortrag seiner Gedichte und befürchtete einen Einkommensverlust. Mein Abschreiben beim Banknachbarn hingegen war eine Win-win-Situation: Er erhielt seine verdiente gute Note, und ich bekam sie gratis dazu.

BIBEL. Abgeschrieben wurde immer. Und nicht immer war es verpönt. Die Autoren der biblischen Bücher etwa haben sich gerne bei fremden Vorlagen bedient. Das mindert die Qualität ihrer Texte in keiner Weise. Auch in der Musik war es früher üblich, Melodien anderer Kompositionen ins eigene Werk einzufügen. Niemand hat sich daran gestört. Und heute, wo fast alles Denkbare gesagt und geschrieben worden ist, kommt man kaum noch um gelegentliche Plagiate herum. Das Rad muss nicht immer neu erfunden werden.

ORIGINAL. Selbst Pfarrer plagiierten gelegentlich. Im Internet finden sich viele Vorlagen für eine Predigt, von Gedanken zu einzelnen Bibelstellen bis zum komplett ausformulierten Predigttext. Und auch wir Journalisten sind im Abschreiben nicht unbegabt. Ist das so schlimm? Möglicherweise ist abschreiben auch ganz natürlich, schliesslich ist sogar unser Erbmateriale, die DNA, nichts anderes als die Abschrift vorangehender DNA in neuer Kombination. Auch ich bin also ein Plagiat. Tröstlich dabei ist, dass wir Plagiate trotzdem Originale bleiben, weil keine zwei Menschen ganz identisch sind. Diese Gedanken stammen übrigens nicht alle von mir, einige habe ich ...

«Es ist mir ein Bedürfnis, von immer weniger immer mehr zu wissen. Ich möchte das Grosse hinter allem erforschen.»

schale an Klangschale. Die speziellen Hänge- und Schiebevorrichtungen, mit denen der Klangtherapeut seine Instrumente, manche davon bis zu achtzig Kilogramm schwer, je nach Gebrauch anordnen kann, hat der ehemalige Ingenieur selbst kreiert.

KRANKHEIT. Früher war Wolfgang Rogg als Energieberater tätig, und so könnte er sich heute – wenn auch in anderer Form – immer noch nennen. Hochsensibel reagiert er auf Schwingungen aller Art, spürt sofort, wie sein Gegenüber gestimmt und der Raum «geladen» ist.



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert
Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

NÄCHSTENLIEBE

Es ist eines der strahlendsten Worte der Bibel – und gleichzeitig nervt es gewisse Leute. «Wer ist mein Nächster?», fragen sie, «bin ich denn für alle Menschen zuständig?» Eine Jesus-Geschichte handelt davon. Sie beginnt mit der ersten Frage eines Schriftgelehrten: Meister, was muss ich tun, damit ich ewiges Leben erbe? Vielleicht muss man das so übersetzen: Was muss ich tun, wenn mein Leben vor Gottes Ewigkeit Bestand haben soll? Jesus fragt zurück: Was sagt die Bibel dazu? Die Antwort des Schriftgelehrten ist klug und präzise, er fasst mit

zwei Stellen die hebräische Bibel zusammen: Liebe Gott – und deinen Nächsten wie dich selbst! Gut, sagt Jesus, dann lebe so und handle danach ...

Aber der Schriftgelehrte macht sich nicht leicht, er fragt zurück: Wer ist denn mein Nächster? Und nun erzählt Jesus ein Gleichnis: Ein Mann wird auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho zusammengeschlagen und ausgeraubt. Verletzt liegt er am Boden, ein Oberpriester (heute vielleicht der Kirchenratspräsident) kommt vorbei, sieht ihn, läuft vorüber, denn er hat schrecklich Wichtiges

zu tun. Dann kommt ein Unterpriester (heute vielleicht der Gemeindepfarrer), sieht ihn, läuft vorüber, denn auch er ist im Stress. Schliesslich kommt einer von den Samaritanern (welche mit den Juden verfeindet waren), er schaut hin, zeigt Emotionen, hat Mitleid. Er pflegt den Verletzten und rettet ihm das Leben. Der Samaritaner hat – so sagt Jesus damit – ein Stück ewiges Leben gefunden und ein Stück Himmel auf die Erde gebracht.

So herrlich einfach, so menschlich anspruchsvoll ist die Lehre dieses Jesus von Nazareth. **NIKLAUS PETER**

familynetwork.ch
netzwerk für familienplätze und familienbegleitung

Wir suchen Pflegefamilien!

Wir beraten und begleiten Sie gerne:
Tel. 062 205 19 50

Besuchen Sie uns unter:
www.familynetwork.ch



Vortragsreihe «Entscheiden» Mit Wertschätzung zur Wertschöpfung – Podium mit Barbara Artmann, Rolf Hiltl und Roman Kuhn

**Donnerstag, 21. März, 20 bis 22 Uhr,
Lenzburg, Ausstellung im Zeughaus, Ringstrasse West 19**

Wie entscheiden Unternehmerinnen und Unternehmer, die aufgrund von christlichen Werten leiten? Wie wirken sich Menschenbild und religiöse Verankerung auf die Unternehmensführung aus? Welche Ziele sind wichtig? Einleitung und Moderation: Dr. theol. Christoph Weber-Berg, Kirchenratspräsident. Er ist im Gespräch mit Barbara Artmann, Künzli SwissSchuh AG, Rolf Hiltl, Gastro-Unternehmer und Roman Kuhn, AKB, Aarau.

Die viertellige Vortragsreihe ist eine Zusammenarbeit von Reformierter Landeskirche und Stäpferhaus Lenzburg im Rahmen der Ausstellung «ENTSCHEIDEN».
Kosten: Eintritt Fr. 20.– nur Vortrag inkl. Pausengetränk, (Fr. 30.– inkl. Ausstellungseintritt)
Keine Anmeldung erforderlich. Einführung in die Ausstellung fakultativ um 18 Uhr.

Nächste Veranstaltung in der Reihe «Entscheiden»: Mittwoch, 21. August, 20 Uhr, «Du sollst nicht stehlen!» mit Heidi Berner, Roland Brogli, Katharina Neuhaus

Bildung reformiert

Dominic, Frederico und Giorgina brauchen Ihre Hilfe. Bitte spenden Sie.



Dominic, 16

Frederico, 13

Giorgina, 15



Schweizerische Stiftung für das cerebral gelähmte Kind
Erlachstrasse 14, Postfach 8262, 3001 Bern
Telefon 031 308 15 15, Postkonto 80-48-4, www.cerebral.ch

Faszination Sammeln!

Tauschen – Investieren – Profitieren!

Die begehrtesten und beliebtesten Sammelartikel, die jeden Schweizer interessieren und die man ganz einfach besitzen muss. Lassen Sie sich faszinieren und begeistern. Lieferung nur solange der Vorrat reicht.

Gold-Vreneli mit sehr seltenem Jahrgang 1922!



Sehr selten und überall gesucht. Zu einem Preis, da kann man nur investieren und profitieren. Lieferung streng nach Bestelleingang.

7997.1922.018 295,- CHF

Briefmarken-Bogen „Juralandschaft“ zum Postpreis!



Sensationell!

Dieser Original-Briefmarken-Bogen aus dem Jahr 2008 wird heute bereits zu 65,- CHF bewertet. Wir liefern zum Preis wie vor fünf Jahren. Sie profitieren also bereits jetzt!

7340.2008.058 12,75 CHF

Wunderschöner Briefmarken- Block „Fledermaus“!



Diese Postkarte mit dem Block-Ausschnitt „Fledermaus Braunes Langohr“ wird überall in der Schweiz gesucht.

7320.1444.018 4,90 CHF

Vergoldete Matterhorn-Sonderprägung!



Diese Ausgabe in Münzqualität dürfen Sie auf gar keinen Fall verpassen. Schöner kann man das Matterhorn nicht präsentieren. Zumal der Preis ein echtes Schnäppchen ist.

7989.2011.018 5,- CHF

GRATIS für jeden Besteller!



Die Reproduktion der legendären Basler Taube von 1845 als glänzendes Sammelstück mit 24-Karat-Echt-Goldauflage. Wunder schön präsentiert in einem tollen Sammelalbum.

(7030.1845.038)

JA, bitte liefern Sie mir die nachfolgend angekreuzten Ausgaben mit einem Rückgaberecht von 14 Tagen.

- Gold-Vreneli mit Jahrgang 1922 (7997.1922.018) 295,- CHF
- Briefmarken-Bogen „Juralandschaft“ 2008 (7340.2008.058) 12,75 CHF
- Postkarte „Braunes Langohr“ (7320.1444.018) 4,90 CHF
- Vergoldete Sonderprägung „Matterhorn“ (7989.2011.018) 5,- CHF

Name, Vorname:

Strasse:

MÜLLER - Kunden - Nummer (falls vorhanden)

PLZ, Wohnort:

KWZ: 166

Einsenden an: **MARKEN - MÜLLER AG, Industriestrasse 2, CH-4222 Zwingen**
Tel. 0041 61 766 93 93 Fax. 0041 61 766 93 94 bestellungen@marken-mueller.ch

Beamter i.R. erledigt Ihre Steuererklärung 079 451 37 82

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Im Kleinen Grosses bewirken

Mit ihrer
Spende wird
Milch zu Käse.



www.heks.ch
PC 80-1115-1

HEKS

Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz

Steuererklärung ausfüllen!

Professionell, preiswert, prompt.
durch Christoph Urech.
Rufen Sie an: 062 891 84 15

Hier könnte Ihr Inserat stehen!

Ein Inserat dieser
Grösse kostet Fr. 100.-.
Damit erreichen Sie
109 291 Leser im
Kanton Aargau.

Koemedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koemedia.ch

Frühlingswochen an der türkischen Ägäisküste

CHF 799

**An- und Abreise jeweils Samstags:
6./13./20./27. April; 4./11./18. Mai
2013**

Sie erholen sich am Meer. Geniessen den Frühling. Reisen 2000 Jahre zu den Wurzeln des Christentums und zum einstigen Schmelztiegel der Kulturen und Zentrum des Handels zurück. Griechische Tempel und biblische Spuren, Zeit zum Baden...
Selten war Entdecken so erholsam. Und Erholung mit so vielen Entdeckungen verbunden.

1 Woche nahe Kusadasi (Sa-Sa), Flug Zürich-Izmir retour mit Sunexpress, 5-Stern-Hotel am Meer mit Übernachtung und Frühstück, Ausflüge nach Pergamon, Pamukkale (mit Übernachtung), Ephesus. Priene und Milet fakultativ.

Mehr unter www.terra-sancta-tours.ch!

TERRA SANCTA TOURS

Burgunderstrasse 91, 3018 Bern, Telefon 031 991 76 89; info@terra-sancta-tours.ch, www.terra-sancta-tours.ch.

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 2./2013

ABZOCKERINITIATIVE. Die Furcht vor sozialen Spannungen

MUTLOS

Bei allem Verständnis für die Ausgewogenheit der Artikel in «reformiert.», bin ich der Meinung, im Hinblick auf die vom Parlament nun schon so lange verschleppte Initiative wären ein paar deutliche Worte einer evangelisch-reformierten Zeitung dringend nötig gewesen. Wer wirklich etwas für eine minimal gerechtere Wirtschaft tun will, stimmt bei der Minder-Initiative Ja, ohne Wenn und Aber. Schade, dass sogar der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) zaudert und dem Gegenvorschlag den Vorzug gibt. Er beweist damit wenig ökonomischen Sachverstand, tritt ethische Grundwerte mit Füssen und verhält sich auch politisch äusserst ungeschickt. Wer

unterstützt denn schon den Gegenvorschlag mit sehr irreführenden Parolen? Es ist der Wirtschaftsverband Economiesuisse, der sich auch nach der grössten Bankenkrise gegen stärkere Bankenregulierung ausgesprochen hat. Dazu der absolut rechteste Teil der SVP mit einem der grössten Abzocker an der Spitze. Sie haben alles Interesse, ihre Boni zu behalten.

PFR. DONALD HASLER, GRENCHEN

REFORMIERT. 2./2013

DOSSIER TEILEN. Ist Deins auch Meins?

PLASTISCH

Für die tollen Artikel der letzten Ausgabe möchte ich mich beim «reformiert.»-Team bedanken. Vor allem das Dossier «Meins und Deins» hat mir wieder einmal die Augen geöffnet.

SOPHIE MURBACH

FANTASTISCH

Seit Anfang dieses Jahres mache ich eine Mediendiät. «reformiert.» ist die einzige Zeitung, welche noch auf meinem Menüplan steht. Seit ich das hervorragende Interview mit Pedro Lenz gelesen habe, weiss ich, warum. Ich freue mich auf weitere erbauliche Lektüre.

RICHARD BUSER, BADEN

REFORMIERT. 2./2013

NAHOST. Israel verteidigen oder kritisieren?

EINÄUGIG

Sie haben den tiefen Graben, der diesbezüglich durch die reformierte Kirche geht, aufgezeigt. Ich frage mich, ob es nicht vielmehr die Aufgabe von «reformiert.» wäre, Gräben zuzuschütten. Das würde heissen, genau hinzusehen und zu differenzieren. Die palästinensische Seite ist mit dem Bethlehem-Artikel einigermassen zu Wort gekommen. Ich wünsche mir jetzt eine Stellungnahme von jüdischer Seite dazu.

SUSANNA K. THALMANN, ZÜRICH

MUTIG

Die Information von «reformiert.» mit den vier Landkarten von Palästina war mutig und gleichzeitig für die meisten Leser sehr informativ. Gratuliere! Der Dialog Guyer/Kundert zeigt, wie viele Leute den Ursprung des Konfliktes im Nahen Osten nicht kennen. Die Palästinenser hatten mit dem Zweiten Weltkrieg und den Gräueltaten von damals nichts zu tun. Jedoch büsst dieses Volk seit über 65 Jahren dafür. Warum? Sämtliche UNO-Resolutionen, welche Israel zur Vernunft bringen sollten, werden von den jeweiligen Regierungen ignoriert. Eines Tages werden sich die Palästinenser untereinander versöhnen, und davor fürchtet sich der Staat Israel.

KASPAR FIECHTER, AARBURG

IRRIG

Man reibt sich die Augen über die erschreckenden Aussagen von Lukas Kundert. Inzwischen ist doch für jedermann ersichtlich, dass die Siedlungspolitik des Staates Israel nicht nur nichts mit seiner Verteidigung zu tun hat, sondern eine friedliche Lösung mit den Palästinensern nachhaltig torpedieren soll. Die dringende Bitte dieses Kirchenmannes um eine distanzierte Haltung zum Palästinakonflikt verkennt Grundlegendes. Im Unterschied etwa zum Tschetschenienkonflikt sind Christen doppelt mit den Juden

verbunden: Das Judentum ist unsere Wurzel, und das Christentum ist historisch eine wesentliche Ursache der Schoah. Aber nur aufgrund dieses Schuldkomplexes wegzuschauen, wie aus einem Opfer ein Täter wird, geht leider nicht.

SAMUEL JAKOB, GONTENSCHWIL

EINSEITIG

Herr Pfarrer Guyer, Sie sind einseitig – im Gegensatz zu Lukas Kundert, der beide Seiten sieht. Sie sehen zum Beispiel Graffiti «Kill the arabs». Aber die Graffiti, die ich gesehen habe, «Kill the jews» und «Dead for jews», haben



Israel-Palästina-Konflikt

Sie nicht gesehen. Auch nicht die allgegenwärtigen «Am Shabbat töten wir die Juden und am Sonntag die Christen». Die Zeitung «reformiert.» ist nicht neutral, sondern einseitig islamisch geprägt. Wir sind am Überlegen, aus der Landeskirche auszutreten, wenn diese Zeitung nicht christlich ist.

SAMUEL PLÜSS, RHEINFELDEN

REFORMIERT. 12./2012

DOSSIER. Bethlehem

HOFFNUNGSLOS

«Hoffnungslosigkeit?»: Dies steht auf der Titelseite der Dezembernummer. Auch im Dossier werden fast nur Negativmeldungen über Bethlehem und seine Umgebung verbreitet – mit stark pro-palästinensischer Stellungnahme. Im gleichen Kontext muss Israel – offen oder versteckt – weitere Schuldzuweisungen einstecken, wie wenn es solche nicht schon zur Genüge hätte! Da gefällt mir die Frontseite einer anderen christlichen Zeitung weit besser, die Bezug nimmt auf die Verse Micha 4 und 5, welche über Israels herrliche Zukunft und die Aufrichtung des Königreichs sprechen. «Und du, Betlehem Efrata, die du klein bist unter den Städten in Juda, aus dir soll komme, der in Israel Herr sei, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist», heisst es in Micha 5, 1. Auch wenn wir uns das heute kaum vorstellen können, leuchtet uns aus diesem Vers frohe Zukunftserwartung heraus. Hoffnung – und nicht Hoffnungslosigkeit – gehört für mich zu Bethlehem und zu Weihnachten.

RUDDOLF BASLER, ROMBACH

Leider wurde unter dem Namen von Rudolf Basler in der letzten Ausgabe ein anderer Leserbrief publiziert. Wir entschuldigen uns für das Versehen, das wir hiermit berichtigen. Die Redaktion

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS. Schreiben Sie an: redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Frühlingskonzert. Der Kirchenchor Rothrist und das Vokalensemble Udite bringen Werke von Brahms, Dvorák und anderen Komponisten der Romantik zur Aufführung. **Sa, 2. März, 20.00, und So, 3. März, 17.00,** reformierte Kirche Rothrist.

Chorkonzert. Unter der Leitung von Gil Soyer führen die Rudolf-Steiner-Schulen Aargau das «Requiem» von Wolfgang Amadeus Mozart auf. Begleitet werden sie von einem Ad-hoc-Orchester und von Aurea Marston (Sopran), Kim Bartlett (Alt), Guido Friebe (Tenor) und Peter Mächler (Bass). **So, 3. März, 17.00, katholische Kirche Suhr, und Di, 5. März, 20.00,** Martinskirche Basel. Reservationen: Tel. 062 892 05 20, info@steinerschule-aargau.ch

Männerangebot. Im Rahmen der «Männerangebote 2103» der Reformierten Landeskirche Aargau lädt Daniel Omlin, Geschäftsführer der Fretz Men AG, zum Rundgang durch die Fabrikhalle. Anschliessend Diskussion auf dem Rügel. **Fr, 8. März, 18.30,** Fretz Men AG, Hallwilerweg 4, Fahrwangen, anschliessend: Tagungshaus Rügel, Seengen. Infos und Anmeldung: Tel. 062 838 00 10, www.ref-ag.ch

Begegnung. Die reformierte Landeskirche Aargau lädt ein zur Begegnung mit Lee Nan Hee und Kang Hee Soo vom Koreanischen Theologinnenverband KAWT, der den 3. Sylvia-Michel-Preis gewonnen hat. **Fr, 8. März, 11.00 bis 12.00,** Reformierte Landeskirche, Stritengässli 10, Aarau. www.ref-ag.ch

Abendkonzert. Der Berner Musiker Andreas Erisman spielt in einem kommentierten Konzert Musik auf dem leisensten Tasteninstrument der Musikgeschichte, dem Clavichord. **Sa, 9. März, 20.00,** reformierte Stadtkirche Brugg. www.reformiertbrugg.ch

Fraugottesdienst. Der Aarauer Fraugottesdienst findet sechsmal im Jahr statt. Gestaltet wird mit Tanz, Texten, Liedern, Austausch und Stille eine Feier für alle Frauen. **So, 10. März, 18.00,** katholische Kirche Aarau. Infos: Tel. 062 824 65 16, sabine.ruess@gmx.ch

TIPP



Beatrice Grimm

MEDITATION UND TANZ

Tanzend und meditierend sich selbst erfahren

Der Workshop mit Beatrice Grimm vom 23. März in Aarau verspricht Entspannung und Übung gleichzeitig. Die bekannte Lehrerin für Tanz, Körpergebet und Kontemplation lädt ein zur inneren Forschungsreise, im Tanz und in der Meditation.

«PRÄSENZ DURCH RITUALTANZ UND SITZEN IN DER STILLE». Workshop mit Beatrice Grimm. Sa, 23. März, 10 bis 18 Uhr, Frei Raum Aarau, Rain 65, Aarau. Info und Anmeldung: Tel. 062 824 22 21, www.bewusstlebenswochearau.ch

Gehörlosengottesdienst. Der Gottesdienst für Gehörlose findet unter der Leitung von Pfrn. Anita Kohler am **So, 10. März, 14.30,** im Bullingerhaus, Jurastrasse 13, in Aarau statt. Anschliessend Kaffee und Kuchen. Infos: Tel. 061 701 22 45, anita.kohler@ref-ag.ch

Diner surprise. Ein Abend ganz zu Ehren der vor siebzig Jahren verstorbenen Aargauer Mundartdichterin Sophie Hämmerli-Marti. Es liest Ernst Weber, es kocht das Seehotel Hallwil. Das «Diner surprise» wird von der Reformierten Landeskirche Aargau veranstaltet. **Fr, 15. März, ab 19.00,** Tagungshaus Rügel, Seengen. Infos und Anmeldung: Tel. 062 838 00 10, www.ruegel.ch

Barfussdisco. Der Abend verknüpft Stille, Meditation und Tanz. Er beginnt um 19.30 mit einer Meditation und der Lesung spiritueller Texte, geht um 20.30 in eine Barfussdisco über und endet ab 23.00 mit einem Ausklang an der Bar. **Fr, 22. März, ab 19.30,** Tagungshaus Rügel, Seengen. Infos: Tel. 062 838 00 10, www.ruegel.ch

Seminar. Urs Becker, Jurist und Redenschreiber aus Lenzburg,

leitet den Kurs «Reden schreiben, Reden halten» der Reformierten Landeskirche Aargau. Er zeigt auf, wie man das Publikum erreichen kann, wie man Texte strukturiert und seine Reden authentisch und humorvoll vorträgt. **Sa, 23. März, 9.00 bis 17.00,** Tagungshaus Rügel, Seengen. Info und Anmeldung: Tel. 062 838 00 10, www.ruegel.ch

Meditation. Der meditative Gottesdienst unter der Leitung von Verena Schütz, Robert Keller und Pfr. Johannes Siebenmann will auf der Grundlage eines Bibeltextes Raum schaffen zum Hinhören und Schweigen. **So, 24. März, 18.00,** reformierte Kirche Wohlen.

Kongress. Die Theologische Fakultät Bern organisiert zusammen mit dem Unispital Insel und dem Schweizerisch-Evangelischen Kirchenbund eine Tagung zu «Palliative und Spiritual Care». Dabei werden die Berührungspunkte von Theologie und Medizin referiert und diskutiert. **Mo, 29. April, 9.00 bis 17.00,** Kuppelraum, Hauptgebäude, Universität Bern. Infos und Anmeldung (bis 1. April): Tel. 031 631 49 10, www.theol.unibe.ch



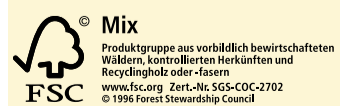
Initiant Thomas Minder

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». **www.reformiert.info**
Auflage: 714 331 Exemplare
Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holthuisen (Brugg), Samuel Geiser, Rita Jost, Martin Lehmann (Bern), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Chur), Christa Amstutz, Delf Bucher, Thomas Illi, Käthi Koenig, Felix Reich, Stefan Schneider, Sabine Schüpbach Ziegler (Zürich)
Blattmacher: Martin Lehmann
Layout: Susanne Kreuzer, Franzi Wyss
Korrektorat: Yvonne Schär

reformiert. Aargau

Auflage: 105 000 Exemplare (WEMF)
Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau
Herausgeberkommission: Urs Karlen, Präsident
Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holthuisen, Storchengasse 15, 5200 Brugg. Tel. 056 444 20 72, Fax 056 444 20 71, annegret.ruoff@reformiert.info
Verlag: Heinz Schmid, Storchengasse 15, 5200 Brugg, Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71, barbara.wegmueller@reformiert.info
Sekretariat: Barbara Wegmüller, Storchengasse 15, 5200 Brugg. Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71, barbara.wegmueller@reformiert.info
Adressänderungen: Bei der eigenen Kirchengemeinde
Inserate: Kömedia AG, St. Gallen. Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93, info@koemedia.ch
Inserateschluss 4/13: 6. März 2013
Druck: Ringier Print AG Adligenswil



TIPPS



Neil Douglas-Klotz



Barbara Artmann



Moderner Jesus-Film

KURS

TANZEND UND SINGEND BETEN

Das Unservater-Gebet in der aramäischen Urfassung zu lesen und zu tanzen, ist ein kraftvolles Erlebnis. Der dreitägige Kurs, geleitet von Neil Douglas-Klotz und Samuel Jakob, verspricht zudem fundierte sprachliche und theologische Inputs.

DAS ARAMÄISCHE UNSERVATER. Fr, 31. Mai, 16 Uhr, bis So, 2. Juni, 15 Uhr, Seminarhaus Nidelbad, Rüslikon. Infos und Anmeldung bis 13. März: Tel. 044 258 92 36, www.zh.ref.ch

VORTRAG

WERTSCHÄTZEND UND WERTSCHÖPFEND

Im Rahmen der Ausstellung «Entscheiden» erläutern Barbara Artmann, CEO Künzli SwissSchuh AG, Rolf Hiltl, Gastro-Unternehmer, und Roman Kuhn, Aargauische Kantonbank, wie sie auf der Basis von christlichen Werten ihr Unternehmen in die Zukunft begleiten.

VORTRAGSREIHE «ENTSCHEIDEN». Do, 21. März, 20 Uhr, Zeughaus, Ringstrasse West 19, Lenzburg. Infos: www.ref-ag.ch

FILM

ROCKMUSIKER DREHT JESUS-FILM

Tatsachen-Doku oder Reality-Soap? Das Film-Essay «The Making of Jesus Christ» des Obwaldner Filmautors Luke Gasser arbeitet mit Spielszenen und befragt Persönlichkeiten, unter anderem den bekannten Theologen Eugen Drewermann.

THE MAKING OF JESUS CHRIST. Der Film läuft ab 7. März in Schweizer Kinos und ist am 29. März, 11 Uhr, in der «Sternstunde Religion», auf SRF 1 zu sehen.



«Eine Fähigkeit ist immer auch eine Verpflichtung»: Rudolf Wehrli auf dem Dach der Geschäftsstelle von Economiesuisse in Zürich

Der Calvinist, der nicht an Gott glaubt

PORTRÄT/ Rudolf Wehrli studierte Theologie und Philosophie. Nun präsidiert er den wichtigsten Wirtschaftsverband der Schweiz.

«Es war eine enge Welt»: Rudolf Wehrli erzählt vom Vater, der Lehrer war, vom puritanischen Elternhaus, wo Frömmigkeit, Pflichtgefühl und Leistungsdruck eng verknüpft waren. Kam der Sohn mit einer Fünfeinhalb im Zeugnis nach Hause, wurde er kühl darauf hingewiesen, dass die Skala erst bei sechs endet.

DRUCK. Am Druck, «der gleichzeitig Ansporn war», hätte er zerbrechen können, sagt Wehrli heute. Er sitzt in einem Büro des Wirtschaftsverbands Economiesuisse in Zürich, dessen Präsident er ist. Als Schüler erfüllte er die Ansprüche: «Ich war wie ein Schwamm, saugte alles auf.» Wehrli liebte die Sprachen und wählte Hebräisch als Maturfach. Und er las viel.

Als sich der Mittelschüler intensiv mit der Philosophie von Ludwig Feuerbach befasste, wurde aus dem frommen Protestanten ein Agnostiker. Einer, der nicht weiss, ob Gott existiert, und deshalb auch nicht auf ihn hoffen kann. Wehrli entschied sich trotzdem «mit Überzeugung» für ein Theologiestudium: wegen seiner Liebe zu den Sprachen und zur Geschich-

te. «Und weil Theologie das breiteste geisteswissenschaftliche Fach ist.»

In Theologie und Philosophie schrieb Wehrli je eine Doktorarbeit. Er war auf bestem Weg zur akademischen Karriere, als er die in Philosophie begonnene Habilitation beiseitelegte und bei den Unternehmensberatern von McKinsey vorsprach: in Jeans, Lederjacke und «mit einer Wuschelfrisur». Im Eiltempo erarbeitete er sich das ökonomische Rüstzeug. Wehrli wollte in die Wirtschaft, um zu verstehen, wie Produkte hergestellt werden und wie Organisationen in der Welt funktionieren – was ihn schon an der Uni mehr zu interessieren begann als Theorie und Forschung.

TALENT. Oft half dem Wirtschaftsberater sein Theologiestudium. Die Hermeneutik vor allem, die Auslegung von Texten: «Unzählige Menschen berufen sich auf die Bibel und begründen so die verschiedensten Meinungen.» In Konfliktsituationen könne er die Argumente des Gegenübers daher besser nachvollziehen. «Das habe ich Ökonomen vielleicht voraus.»

Spätestens an der Spitze der Kunststofftechnikfirma Gurit bekam Wehrli den Ruf des unerbittlichen Sanierers. Sanieren komme von Gesunden, sagt Wehrli dazu nur. Sei eine Sparte nicht überlebensfähig, müsse sie abgestossen werden, damit wieder Neues entstehe. «Da bin ich ein unerschütterlicher Optimist.»

PFLICHT. Natürlich preist der erste Wirtschaftsvertreter im Land die unternehmerische Freiheit. Wichtiger ist ihm aber ein anderer Begriff: Verantwortung. «Erfolg ist ein Privileg, das dazu verpflichtet, der Gesellschaft etwas zurückzugeben.» Auch darum bezahlt Wehrli Kirchensteuern und hat «noch nie» in Betracht gezogen, aus der Kirche auszutreten. Trotz der Distanz zum Glauben fühle er sich «der reformierten Kirche zugehörig».

Die calvinistische Arbeitsethik blieb in säkularisierter Form prägend. Das wird deutlich, wenn Wehrli mit «sehr viel Dankbarkeit» auf sein bisheriges Leben zurückblickt. Ganz ohne Glück sei all das nicht möglich gewesen. «Man könnte es auch Gnade nennen.» **FELIX REICH**

RUDOLF WEHRLI, 63

hat im letzten Herbst von Gerold Bühler das Präsidium des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse übernommen, der die Interessen von hundert Branchenverbänden vertritt. Der Verband wird gerne als Schattenregierung der Schweiz bezeichnet. Wehrli hat neben anderen Mandaten das Verwaltungsratspräsidium der Clariant AG inne, die Spezialchemikalien herstellt. Er wohnt mit seiner Frau in Richterswil und Silvaplana.

GRETCHENFRAGE

MARKUS IMHOOF, FILMEMACHER

«Bienen machen Zusammenhänge sichtbar»

Markus Imhoof, wie haben Sies mit der Religion?

Ich bin offiziell reformiertes Kirchenmitglied. Geprägt hat mich als Kind die pietistische Gedankenwelt meines Grossvaters: Er war Missionar in Indien, und ich durfte jeweils für den Missionsbasar Tierli laubsägen und bemalen. Heute ist mir das Rechthaberische und Hierarchische vieler Religionen zuwider. Mir gefällt die buddhistische Idee besser: Gott ist überall – in Menschen, Tieren, Pflanzen.

Ihr anderer Grossvater war Imker. Was würde er wohl sagen, wenn er Ihren Film «More Than Honey» sehen könnte?

Er wäre entsetzt, wie man heute Bienen hält. Er besass seinerzeit ein grosses Bienenhaus mit 155 Völkern. Das ging nur, weil rund um dieses Haus immer etwas blühte und die Bienen monatelang Blüten fanden. Heute – mit unseren Monokulturen – ist das unmöglich.

Sie zeigen in diesem Film Horrorbilder von riesigen kalifornischen Mandelplantagen.

Wie reagiert das Filmpublikum in den USA?

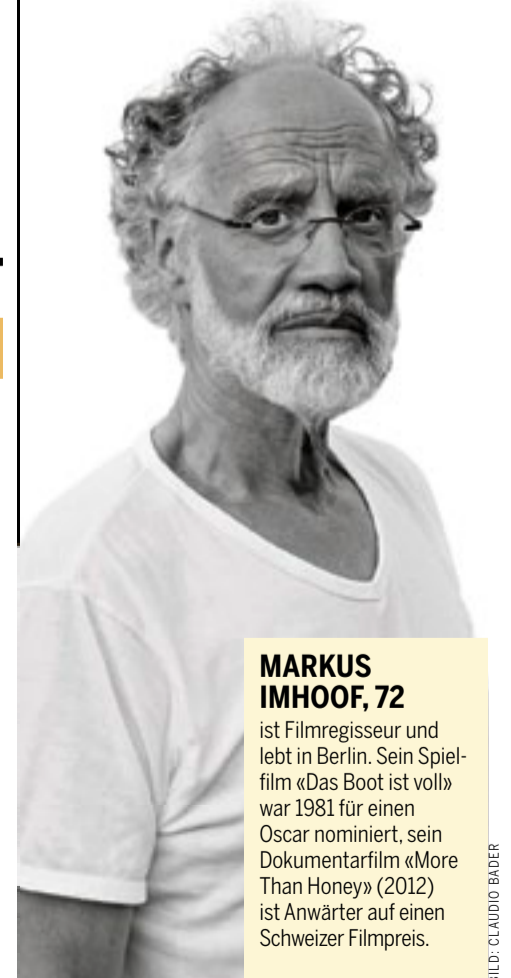
Ich habe den Film an diversen US-Festivals zeigen können. Da gab es sehr positive Reaktionen. Und unterdessen meldet sich sogar die agrochemische Industrie bei mir – sie, die das Gespräch mit mir zuvor jahrelang verweigert hat!

Ein Film über Bienen zwingt Chemiegiganten zum Nach- oder gar Umdenken?

Ob sie umdenken, weiss ich nicht, aber sie versuchen, sich «grün zu waschen». Bienen machen eben Zusammenhänge sichtbar. Man zeigt, wie Bienen leben und was der Mensch ihnen zumutet – und merkt plötzlich, dass es um Grundsatzen geht: Gehört der Mensch zur Natur, oder will er sie nur beherrschen?

Fünf Jahre haben Sie sich intensiv mit Bienen beschäftigt. Hat Sie das verändert?

Ja. Ich habe gemerkt: Bienen sind ganz real eingespannt in die Weltwirtschaft. Unser Überleben hängt von ihnen ab. Wenn die Bienen aussterben, stirbt auch der Mensch, soll schon Einstein gesagt haben. Aber vor allem: Bienen haben eine Schwarmintelligenz. Sie verhalten sich als Volk sinnvoll – etwas, was uns individualistischen Menschen offensichtlich fehlt. **INTERVIEW: RITA JOST**



MARKUS IMHOOF, 72

ist Filmregisseur und lebt in Berlin. Sein Spielfilm «Das Boot ist voll» war 1981 für einen Oscar nominiert, sein Dokumentarfilm «More Than Honey» (2012) ist Anwärter auf einen Schweizer Filmpreis.

CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHNI



VERANSTALTUNG

WELTGEBETSTAG

VOM UMGANG MIT FREMDEN

Immer am ersten Freitag im März feiern Menschen auf der ganzen Welt seit Jahrzehnten den Weltgebetsstag. Die Liturgie, die jeweils weltweit die gleiche ist, kommt dieses Jahr aus Frankreich. Die Verfasserinnen – sie stammen aus allen Gegenden Frankreichs und gehören diversen christlichen Kirchen an – haben als Motto den bekannten Bibeltext «Ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen» (Mt. 25) gewählt. Sie spielen damit auf ein aktuelles Thema im französischen Alltag an: den Umgang mit Fremden.

Frankreich besass viele Kolonien, und bis heute gehören etliche Gebiete in Übersee zum Staatsgebiet. Aber nicht immer gilt für diese Menschen, was Franzosen in der Revolution vor 225 Jahren erkämpft haben und seither stolz als ihr Vermächtnis für die freie Welt betrachten: Liberté, Egalité, Fraternité (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit). Im weltumspannenden Beten wird am Weltgebetsstag dieser Widerspruch angesprochen.

WELTGEBETSTAG, Freitag, 1. März, in vielen Kirchen. Im zweiten Teil dieser Ausgabe finden Sie Angaben zu Anlässen in Ihrer Kirchgemeinde.